

# DENKEN + GLAUBEN

Nr. 175 Frühjahr 2015

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

[www.khg-graz.at](http://www.khg-graz.at)



## POSITIONEN





**RESANITA, Go West, Installation Villa Weiß, 2014.**

Fotos: resanita

Aus einer dezidiert weiblichen Perspektive bezieht das Künstlerinnenduo RESANITA (Resa Pernthaller/Anita Fuchs) künstlerisch Position, wenn sie als Gärtnerinnen in den urbanen Raum eingreifen, über Behausung, Heimatlosigkeit und Migration nachdenken oder vergessene weibliche Abenteurerinnen aus historischer Vergessenheit auftauchen lassen. Die vielfach verschwiegene Rolle weiblicher Pionierinnen im Amerika des 19. Jahrhunderts spiegelt sich augenzwinkert im zerlegten Auto, das die Künstlerinnen im westlich-aufgeklärten 21. Jahrhundert zum Zelt mit Feuerstelle umfunktionalisieren. Die vom männlichen Mythos des „Wilden Mannes“ verdrängte „Wilde Frau“ wird in fotografisch dokumentierten Aktionen in Wäldern Mitteleuropas reanimiert, oder Naturraum subversiv in den Galerieraum eingeschleust. Der Stadtspaziergang mit der domestizierten Grünpflanze an der Leine karikiert die voranschreitende Verdichtung des urbanen Raumes mit ihrem marktkonform maßgeschneiderten Feigenblatt-Grün.

# Editorial

„Das Wort Gottes muss in der Realität Fleisch werden“

*Óscar Arnulfo Romero y Galdámez*



Am 24. März dieses Jahres jährt sich zum fünfunddreißigsten Mal der Todestag von Erzbischof Óscar Romero. Nachdem er sich für die Rechte der Armen eingesetzt und offen gegen die Militärregierung und die Oligarchen in seinem Land gestellt

hatte, wurde er während einer Messe in San Salvador erschossen. Zahlreiche Morddrohungen hatten ihn nicht bewegen können von seiner Position abzuweichen, die in der tiefen Christusbeziehung und der Erfahrung des Leids der armen Bevölkerung seines Landes wurzelte. Sein unbeugsamer Standpunkt und seine offene und öffentliche Parteinahme, die ihm schließlich das Leben kosteten, waren erst während seiner Zeit als Erzbischof gewachsen. Wichtigstes Instrument seiner Option für die Ausgebeuteten und Entrechteten waren seine akribisch vorbereiteten Predigten in der Kathedrale von San Salvador, in denen er Bibelexegese meisterhaft und nach intensiver Beratung mit seinen Mitarbeitern mit der Analyse der konkreten gesellschaftlichen Situation seiner Heimat verband. Über kirchliche Sender fanden sie Verbreitung im ganzen Land. Wie der Jesuit P. Martin Maier, der nach dem Massaker und der Ermordung von zwei Mitbrüdern und zwei Hausangestellten während des Salvadorianischen Bürgerkrieges 1989 deren Pfarre übernommen hatte, in dieser Ausgabe von „Denken+Glauben“ ausführt, verließ Romero während der Arbeit an seinen Predigten immer wieder den Schreibtisch um in der Kapelle „im Gespräch mit meinem Gott“ seine Gedanken zu klären, wie er selbst sich ausdrückte. Mit dem südamerikanischen Papst Franziskus haben Positionen wie die von Óscar Romero auch innerhalb der Kirche und deren Hierarchie frischen Wind erfahren und beleben sie von innen her für ihren Dienst an der Welt und den Menschen von heute.

Nach Redaktionsschluss dieser Ausgabe unserer Zeitschrift erreichte uns die Nachricht, dass Bischof Dr. Egon Kapellari seinen Rücktritt als Diözesanbischof erklärt hat. Von 1964 bis 1981 hat er die Katholische Hochschulgemeinde und das Afro-Asiatische Institut geleitet und blieb beiden Organisationen auch als Diözesanbischof fördernd wie fordernd verbunden. Mit seiner Fähigkeit profiliert und fundiert Standpunkte und eigene Positionen vertreten zu können, dabei aber auch in fruchtbarem Gespräch mit Andersdenkenden bleiben zu können und Fragen nicht nur zuzulassen, sondern herauszufordern, hat er Generationen von Studierenden bleibend geprägt. Auch als Diözesanbischof wurde er dafür weit über die Grenzen unserer Diözese und der Kirche geschätzt. Für die Zeit als Bischof emeritus wünschen wir ihm, dass er sich noch intensiver der Seelsorge und der Auseinandersetzung mit Kunst, Kultur und Wissenschaft widmen kann.

Eine anregende Lektüre und ein gutes Zugehen auf das Osterfest wünscht

Alois Kölbl, Hochschuleseelsorger

*Óscar Romero – Erbe und Auftrag, Impulsreferat und Diskussion mit P. Martin Maier SJ. DI 24. MÄRZ 19:30; Leechgasse 24*

## POSITIONEN

### Positionen (2)

Ein Kommentar  
von Roberta Maierhofer

### Positionen für Graz (3)

Nicola Baloch und Peter Rosegger  
interviewten Stadtrat Kurt Hohensinner

### Gaudeamus igitur ... (7)

Von Anton Tauschmann

### Die Konzilerklärung „Nostra Aetate“ (9)

Von Annemarie Fenzl

### Geh, wie? (11)

Von Jennifer Brunner

### „Es gibt keine halbe Demokratie“ (13)

Alia Amira Ghazzawi und Fady Abd el Malek  
diskutierten mit Professor Bassam Tibi

### Benutz mich, einfach! (15)

Von Katrin Leinfellner

### Gedanken mobil halten (17)

Alois Kölbl im Gespräch mit Gustav Troger

### Oscar Romero –

### Prophet einer Kirche der Armen (20)

Von P. Martin Maier SJ

### Orden – Fast 2000 Jahre prägend in der Gesellschaft tätig (22)

Von Günther Liebming

### Absolut konsumieren? Die religiöse Entgrenzung des Neoliberalismus (24)

Von Peter Gaitsch

### Beichte: Entscheidung für die Liebe (26)

Von Bruno Almer

### Weggeschaut (27)

Von Harald Koberg

### KHG - AKTUELL (28)

# Positionen

Kommentar

Von Roberta Maierhofer

In der Öffentlichkeit wird häufig von Positionen gesprochen, die Parteien und Interessengruppen zu aktuellen Themen beziehen. Steuerreform, Migration, Fortpflanzungsmedizingesetz sind nur einige dieser Themen, die zu Positionierungen Anlass geben. Allerdings stellen solche Positionierungen zumeist eher Perspektiven als Positionen dar, da in erster Linie pragmatische Gesichtspunkte – Zweckmäßigkeit und Interessen – vertreten werden. So wurde etwa bei der Beschlussfassung des Medizinfortpflanzungsgesetzes vor allem die rechtliche Frage – Anpassung an EU-Recht – behandelt. Für diese Stellungnahme den Begriff „Position“ zu gebrauchen, reduziert diesen auf das Aspekthafte. Bereits im allgemeinen Wortgebrauch wird allerdings mit dem Begriff „Position“ die Vorstellung eines Standorts, einer tragfähigen Basis, verbunden, von der aus die Bewältigung einer unbekannt, unruhigen oder gar gefährlichen Umgebung möglich sein soll. Tatsächlich wird eine Position von uns Menschen so ausgesucht und festgelegt, dass sie den Ansprüchen auf Handlungsfähigkeit und Gesicherheit genügt. Daher weist sie über die Tagesaktualität hinaus, verhält sich vielmehr zu dieser und reicht in das Grundsätzliche. Gegenwärtig fordert eine uns Menschen zunehmend anonym und unübersichtlich erscheinende Wirklichkeit zur Gestaltung und Festlegung der Position des Menschen in dieser heraus. Zugleich stehen wir nun einer Wirklichkeit gegenüber, in der wir durch die von uns erreichte Ausweitung des Wissens über diese Wirklichkeit eine bisher unbekannt Freiheit erlangt haben. Damit einher geht jedoch auch der Verlust von vermeintlich „natürlichen“ Richtlinien für die Positionierung des Menschen in der Wirklichkeit, stattdessen sehen wir uns in unserem Leben mit einer Vielzahl von Fragen konfrontiert. Ob der Beginn oder das Ende menschlichen Lebens, ob die Nutzung der technologischen Möglichkeiten, ob die ökonomische Verwertung der Ressourcen zu bestimmen sind, die Fragen richten sich an uns Menschen und verlangen nach einer Position. Da sich diese

nicht aus den Quarks, Genen, Marktmechanismen oder aus Big Data ergibt, sondern vielmehr in Bezug auf die Wirklichkeit eingenommen werden muss, um die von dieser gestellten Fragen beantworten zu können, braucht es eine andere Herangehensweise als die für die Erforschung der gegenständlichen Wirklichkeit nützliche. Angesichts der weitreichenden Fragen – faktisch-global wie auch inhaltlich-umfassend – ist die Bestimmung der Position des Menschen in der Wirklichkeit, unseres Lebens im Leben die wesentliche Herausforderung für die Zukunft. Denn um die gewonnene Freiheit nicht an beliebige Willkür oder an Machtinteressen zu verlieren, muss sie erst von uns Menschen inhaltlich ausgelegt werden. Indem die Wirklichkeit für uns Menschen zur befreienden Frage wird, eröffnet sie jene Dimension, die nur uns Menschen zugänglich ist und in der sich unsere Position zeigt. In dieser Dimension erschließen sich uns die Inhalte der Freiheit als unser Leben. Wollen wir also die Position des Menschen in der Wirklichkeit bestimmen, wird uns das nur durch die Hinwendung zur „menschlichen Dimension“ der Wirklichkeit gelingen. Nicht der Mensch, nicht die Wirklichkeit legen die Geltung der Inhalte fest, sondern die Beziehung von Mensch und Wirklichkeit. Damit eröffnen sich für jeden Einzelnen Handlungsfreiräume, die sich auch als Widerstand zum Bestehenden verstehen lassen. Somit können wir die mit dem Begriff „Position“ verbundene Starre überwinden, indem wir unserer Verantwortung gegenüber der inhaltlichen Gestaltung der Welt und unseres Lebens Ausdruck verleihen und die uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zur Veränderung aufgreifen.



Foto: Furgler

Univ. Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup>  
Roberta Maierhofer,  
Professorin der (Inter)  
Amerikanistik und Leiterin  
des Zentrums für Inter-  
Amerikanische Studien (C.IAS)  
der Universität Graz. *Adjunct*  
*Associate Professor* an der  
State University of New York  
at Binghamton/USA. Von  
1999 bis 2011 Vizerektorin für  
Internationale Beziehungen  
der Universität Graz.

# Positionen für Graz

Bildung und Integration sind zwei der wesentlichen Zukunftsthemen für die immer pluraler werdende Gesellschaft. **Nicola Baloch und Peter Rosegger interviewten** unter diesem Fokus **Stadtrat Kurt Hohensinner**, der in Graz für Bildung, Integration und Sport verantwortlich ist.

## Was sind bis zum Jahr 2030 die drei größten Herausforderungen für den Bildungsstandort Graz?

Prognosen für einen derartig langen Zeitraum sind sehr schwierig. In den nächsten Jahren lassen sich jedoch drei Handlungsfelder identifizieren, in denen die Politik tätig werden muss.

*Schulraumschaffung:* Graz ist eine sehr stark wachsende Stadt. Jährlich ziehen im Schnitt 4000 Menschen zu und dies sind natürlich auch viele Familien mit Kindern. Wir haben gerade eine Schulausbauoffensive gestartet und investieren bis zum Jahr 2018 65,8 Millionen Euro in den Neu- und Zubau von Volksschulen. Wenn wir von den zurzeit vorliegenden Zahlen ausgehen, müssen wir pro Jahr 11 zusätzliche Klassenräume schaffen.

*Bildungsstrategie:* Natürlich wollen wir als Verantwortliche der Stadt Graz über die reine Schulerhalterfunktion hinaus denken. Hierbei ist mir vor allem wichtig, dass Graz in Zukunft noch besser als Bildungsstadt, auch international, wahrgenommen wird. Wir verfügen ja bereits über eine ausgezeichnete Bildungslandschaft, vom Kindergarten über die Schulen bis hin zu den Universitäten, Fachhochschulen und



RESANITA, Zimmer mit Ausgangslage, Installation im Forum Stadtpark Graz, 2014.  
Foto: resanita



RESANITA, Zimmer mit Ausgangslage, Installation im Forum Stadtpark Graz, 2014.  
Foto: resanita

Pädagogischen Hochschulen. Damit dies noch besser gelingt, haben wir im letzten Jahr die Bildungsstrategie beschlossen. 60 Expertinnen und Experten haben 70 Projekte identifiziert, die uns dem Ziel Bildungsstadt Graz näher bringen.

*Integration:* Die dritte große Herausforderung ist im Integrationsbereich angesiedelt. Hier haben wir zum Glück in den letzten Jahren schon massive Anstrengungen unternommen, deren positive Effekte sich langsam abzeichnen. Ziel muss sein, dass jedes Kind, das in Graz lebt, die Möglichkeit hat, seine Talente zu entwickeln und dabei bestens unterstützt wird.

**Wie groß ist im Bildungsbereich der Gestaltungsspielraum für die Stadtpolitik und was sind dabei die aktuellen Zielsetzungen in Graz?**

Danke für diese Frage. Prinzipiell haben wir als Kommune nur sehr wenig zu entscheiden, wir tragen zum Beispiel die bauliche Verantwortung für die Pflichtschulen. Wir sind jedoch bemüht, siehe die bereits erwähnte Bildungsstrategie und eine Vielzahl an Integrationsprojekten,

darüber hinaus zu denken. Leider gibt es in Österreich ein Sammelsurium an Zuständigkeiten im Bildungsbereich, die dringend entwirrt und vereinfacht gehören. Am besten wäre es, wenn fast alle Kompetenzen im vorschulischen Bereich und im Schulbereich bei uns in den Kommunen angesiedelt wären, da wir am nächsten zu den handelnden Akteuren sind. Projekte, wie etwa im Integrationsbereich, wären mit mehr Kompetenzen auch leichter umzusetzen. Unsere Zielsetzung muss sein, so viele Menschen wie möglich in die vorhandene Bildungslandschaft zu integrieren und allen die Bildungsabschlüsse zu ermöglichen, die sie machen wollen.

**„Ort der Bildung“ sind nicht nur Schulen, sondern besonders auch Einrichtungen wie Bibliotheken oder Vereine. Ein wichtiger „Ort der Bildung“ ist darüber hinaus die Familie. Auf welche Art ist eine Vernetzung dieser Orte sinnvoll und wie könnte sie besser gelingen?**

Die Vernetzung der genannten Orte ist auf jeden Fall sehr sinnvoll und wird bereits gemacht bzw. durch einige Punkte der

Bildungsstrategie weiter forciert. Die Stadtbibliothek des Grazer Kulturamtes stellt den Kindergärten sogenannte „Elterncken“ zur Verfügung, in denen spezielle elternbezogene Literatur aufliegt. Das Gleiche gilt für die Grazer Schulen, die sich ebenfalls bei den Bibliotheken spezielle Themenpakete ausborgen können. Sicherlich eine Erfolgsstory sind unsere Lesepatinnen und Lesepaten, die an den verschiedenen Grazer Schulen Kinder mit einer Leseschwäche ehrenamtlich unterstützen. Seit letztem Jahr gibt es auch eigene Workshops für die vorwissenschaftlichen Arbeiten, die durch die Bibliotheken angeboten werden und natürlich finden sich immer wieder Schwerpunkte zur pädagogischen Literatur. Erst in diesem Jahr konnten wir den heilpädagogischen Schwerpunkt präsentieren. Die Familie ist und bleibt die Keimzelle jeder Gesellschaft, egal in welcher Form. Gerade die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird die Herausforderung der Zukunft sein. Hier ist die Politik gefordert entsprechende Angebote zu liefern (Stichwort Betreuung) und ich denke, dass wir in Graz auf diesem Gebiet schon sehr vorbildlich sind (Horte, Nachmittagsbetreuung, Ausbau der Kindergärten und Krippen). Gleichzeitig ist mir die Offenheit und Flexibilität wichtig, daher ja zur optionalen Ganztagschule, aber auch ja zur Möglichkeit, dass das Kind am Nachmittag zu Hause ist. Im Kindergartenbereich haben wir gerade das Modell der flexiblen Kinderbetreuung eingeführt, das finanziell unterstützt, den Eltern die Möglichkeit bietet, ihre Kinder für einzelne Stunden in Betreuungseinrichtungen unterzubringen. Vereine spielen natürlich ebenso eine große Rolle, wie generell das Ehrenamt bzw. die ehrenamtliche Tätigkeit. In diesem Jahr habe ich ein neues Projekt gestartet, den Vereinssporttag. Erstmals in Andritz durchgeführt, soll der Vereinssporttag Stück für Stück auf alle Grazer Bezirke ausgedehnt werden. Ziel ist es, die Vereine in der Umgebung einer Schule, den Kindern und Eltern näher zu bringen, damit sie wissen, welches Sportangebot vorhanden ist.

**Ein wesentlicher Schwerpunkt von Bildungseinrichtungen ist natürlich die Vermittlung von Wissen. Gibt es darüber**

## **hinausgehende Ziele und wie geschieht eine darauf bezogene gesellschaftliche bzw. politische Diskussion?**

Eine interessante Frage, die man sicherlich nicht in ein paar Sätzen beantworten kann. Was soll Schule können, neben der klassischen Wissensvermittlung? Das Problem aus meiner Sicht ist, dass wir hier vor grundsätzlichen Überlegungen stehen, die aber praktisch gesehen schon längst notwendig sind. Das heißt, inwieweit kann ich in einer Gesellschaft, wo vermehrt beide Elternteile berufstätig sind, davon ausgehen, dass grundlegende Fähigkeiten zu Hause beigebracht werden können? In wie weit ist Erziehung Aufgabe der Schule? Ich bin mir sicher, dass wir schnell Antworten für all diese Fragen finden müssen, die jedoch nicht absolut und überall gültig sein sollten. Konkret heißt das, dass man auch im Bildungsbereich vielfältiger denken soll und nicht immer absolute Wahrheiten verbreiten kann, die einander ausschließen. Vielleicht ist für ein Kind sehr gut, was einem anderen schadet. Daher wären individuelle Lösungen und ein möglichst breit aufgestelltes Schulsystem mit hoher Durchlässigkeit und verschiedenen Ansätzen sicherlich sinnvoller, als ein zentral organisiertes Schulsystem und eine Schule für alle.

## **Wie sieht der Zusammenhang von pädagogischen und architektonischen Konzepten im Bildungsbereich in Graz aus?**

Gerade bei der zurzeit stattfindenden intensiven Bautätigkeit ist es uns besonders wichtig, dass jeder Zu- oder Neubau auch ein entsprechendes pädagogisches Konzept bekommt. Als sehr gelungenes Beispiel darf ich den Neubau der VS Mariagrün erwähnen, die wir in diesem Jahr eröffnen konnten.

## **Die Bevölkerung von Graz wächst stetig und wird zunehmend pluraler. Welche Initiativen in der Stadtpolitik gibt es, um besonders im Bildungsbereich darauf adäquat zu reagieren?**

Wie schon mehrfach erwähnt, wären hier mehr Kompetenzen für uns sehr wichtig,

damit wir noch besser auf die von Ihnen angesprochene Vielfalt in der Grazer Bevölkerung reagieren können. Trotzdem übernimmt Graz hier sehr viel Verantwortung und ist gerade was Sprachförderung und Integration betrifft, eine vorbildhafte Stadt. Wie schon angesprochen versuchen wir vor allem über die Sprachförderung den zugezogenen Kindern so früh wie möglich ein adäquates Werkzeug in die Hand zu geben, damit sie die gleichen Möglichkeiten haben, wie alle anderen Kinder.

## **Für Bildungsinstitutionen in Österreich sind verschiedene Gebietskörperschaften verantwortlich. Ist das für die Bildungslandschaft eine Bereicherung oder weniger hilfreich? Wie wird in Graz, besonders auch in Hinblick auf Universitäten und Fachhochschulen, damit umgegangen?**

Natürlich ist die Situation zurzeit absurd. Ein Land wie das Burgenland, einwohnermäßig fast gleich groß wie Graz, hat mehr Kompetenzen als die steierische Landeshauptstadt. Hier bedarf es dringendst einer Neuordnung innerhalb der Zuständigkeiten.

Meine Wunschvorstellung wäre, dass es zu einer Neuaufteilung der Kompetenzen kommt und Städte wie Graz, Linz, Salzburg, etc. viel mehr Kompetenzen im vorschulischen- und schulischen Bereich bekommen. Im vorschulischen Bereich geht es hierbei vor allem um die Flexibilität (Öffnungszeiten, Betreuungsschlüssel etc.) Zurzeit wird dies alles steiermarkweit geregelt, d.h. Öblarn und Graz werden gleich behandelt. Im schulischen Bereich beginnt dies bei der Gebäudeerhaltung und geht bis hin zur Frage, welche Schulform habe ich. Der Bund sollte dahingehend nur mehr eine Überprüfungscompetenz haben (mittlere Reife, Zentralmatura). Damit würden wir auch den gordischen Knoten in der Schuldiskussion zerschlagen, die Fragen Gesamtschule, Ganztagschule betreffend. Wie die Kinder zu den oben erwähnten Prüfungen vorbereitet werden und welche Schulformen sie dann dorthin begleiten würden, läge in den Kompetenzen der Länder bzw. der Städte mit einer bestimmten Größe. Zusätzlich würde es der Praxis viel mehr entsprechen. Riegersburg und Sinabelkirchen haben

nun mal eine andere Schülerinnen- und Schülerstruktur als Graz und sind daher mit ganz anderen Problemen konfrontiert. Es ist nachgerade absurd, dass viele Dinge nicht vor Ort entschieden werden können. Im Hinblick auf den universitären Bereich im tertiären Sektor im Bildungsbereich denke ich, dass eine Verortung der Kompetenz im Bundesbereich als Kontrollorgan durchaus Sinn macht, gerade im Hinblick auf die finanzielle Ausgestaltung. Wünschenswert wäre sicherlich eine bessere Abstimmung zwischen den einzelnen Universitäten, gerade, aber nicht nur, im Hinblick auf die Studienpläne. Die sehr positive Autonomie hat in manchen Bereichen durchaus eigene österreichische Stilblüten getrieben. Als Beispiel sei hier die Vergleichbarkeit von Studien angeführt. Es muss garantiert sein, dass man zumindest im Fachbereich ohne Probleme nach einem abgeschlossenen Bachelor ohne zusätzliche Prüfungen an einer anderen österreichischen Universität mit der Masterausbildung beginnen kann. Wichtig wäre auch eine Lenkungsfunction durch den Bund und sei es ein sanfter finanzieller Druck zur Schwerpunktsetzung. Konkret heißt das, dass es gerade im universitären Bereich nicht sinnvoll ist, alles überall anzubieten und sich daher gerade für die kleineren Universitäten eine Fokussierung in ihren Stärken, ähnlich der Montanuniversität Leoben, empfiehlt. Der Fachhochschulsektor hat sich in den letzten Jahren zu einer ernsthaften Konkurrenz für die Universitäten entwickelt, was prinzipiell zu begrüßen ist. Die Entwicklung der Pädagogischen Hochschulen ist sicherlich sehr positiv zu sehen, gerade im Hinblick auf ihre praxisbezogenen Beiträge zur Ausbildung unserer Lehrerinnen und Lehrer.

## **In Österreich gibt es neben staatlichen auch zahlreiche private Bildungseinrichtungen. Wie sehen dabei die Beziehungen zueinander in Graz aus und welche Herausforderungen stellen sich besonders für private Trägerinstitutionen in der Zukunft?**

Ich denke, dass Graz hier einen sehr guten Weg geht. Gerade im Kindergartenbereich, von dem ich hier sprechen

möchte, haben wir dies ja in den letzten Jahren bewiesen, mit dem Kooperationsvertrag Grazer Kinderbildungs und -betreuungsprogramm. Ich möchte hier auch ausdrücklich erwähnen, dass Graz ohne die vielen privaten Trägervereine den hervorragenden Versorgungsgrad, den wir haben, nicht halten bzw. ausbauen könnte.

**Wie bewerten Sie den Beitrag von Bildungseinrichtungen in katholischer Trägerschaft für Graz und was wird dabei von diesen auch erwartet?**

Gerade die katholische Kirche, mit ihrer jahrhundertelangen Tradition als Bildungs- und Wertevermittler, spielt natürlich auch in Graz eine wichtige Rolle. Ob dies in Form von Pfarrkindergärten, von Schulen, von der KPH oder der theologischen Fakultät geschieht. All diese Institutionen prägen unsere Stadt und ermöglichen ein breites und differenziertes Bildungsangebot. Ob es eine bestimmte Erwartungshaltung seitens der Bevölkerung gibt, kann ich schwer beurteilen. Sicherlich werden die katholischen Einrichtungen als führende Bildungsinstitutionen wahrgenommen und manchem mögen sich auch bestimmte ethische oder religiöse Erziehung erwarten. Generell kann ich nur noch einmal wiederholen, dass sie aus meiner Sicht ein wichtiges und sehr geschätztes Angebot in der Grazer Bildungslandschaft darstellen.

**In unserer religiös und kulturell vielfältigen Gesellschaft spielt der interreligiöse Dialog in vielen Bereichen – von der Schule, den Religionsgemeinschaften bis zur Stadtpolitik und Verwaltung – eine zunehmend wichtige Rolle. Was kann der Dialog leisten und inwiefern kann sich die Stadt Graz in einem solchen Dialog einbringen?**

Interreligiöser und interkonfessioneller Dialog kann viel leisten und tut dies auch ständig. Die Initiative der Stadt Graz gemeinsam mit dem Afro-Asiatischen Institut „Community Spirit“ etwa hat sich seit Jahren bewährt und trägt sehr viel zu einem friedlichen Zusammenleben der Religionen und Kulturen bei.

**Ist angesichts der globalen Brennpunkte und der missbräuchlichen Verwendung von Religion zur Rechtfertigung von Gewalt nicht auch die Stadt Graz gefordert, ihre Autorität und Stimme im Sinn einer Deeskalation noch stärker friedensfördernd einzusetzen? Inwiefern setzt die Stadt Graz Bildungs- und Präventionsmaßnahmen in diesem Bereich bereits um bzw. unterstützt angesichts der Gefahr von religiöser Radikalisierung, Islamfeindlichkeit und einem wieder erstarkenden Antisemitismus interreligiöse Initiativen, die das friedliche Zusammenleben aller Menschen fördern?**

In Graz und in der Steiermark versuchen wir mit unseren weitreichenden Integrationsmaßnahmen proaktiv den Anwerbern den Nährboden für ihre radikale Ideologie zu entziehen. Wesentlich für eine gelungene Integration ist natürlich die gemeinsame Sprache, denn nur wer sich verständigen kann, hat auch die Möglichkeit aktiv an der Gesellschaft teilzunehmen. Der steirische Landesschulrat und die Stadt Graz versuchen daher durch gezielte Bildungsmaßnahmen (Sprachförderungen, etc.) die Chancen der kommenden Generation zu erhöhen. Jeder, der eine gute Ausbildung hat und damit berufliche Chancen nutzen kann, ist in der Gesellschaft angekommen und weniger anfällig für radikale Tendenzen, da man sich selbst einen Wohlstand erarbeiten kann und eine gesunde Zukunftsperspektive hat.

Als Erstmaßnahme gab es einen gemeinsamen Brief von Landesschulratspräsidentin Elisabeth Meixner und mir, indem auf die möglichen Präventionsangebote des Vereines ARGE Jugend gegen Gewalt und Rassismus hingewiesen wurde. Mehrere Schulen haben das umfangreiche Angebot, das genau die von Ihnen angesprochenen Themen umfasst, bereits wahrgenommen oder sind gerade dabei dies zu tun. Am Montag, 10. November, gab es ein Treffen der Landesschulratspräsidentin, einem Vertreter der Landespolizeidirektion und mir, gemeinsam mit den Vorsitzenden der islamischen Glaubensgemeinschaft der Bundesländer Steiermark und Kärnten Ali Kurtgöz und Esad Memic, die zugleich die Fachinspektoren für den islamischen

Religionsunterricht im Pflichtschul und AHS/BHS Bereich sind. Als Ergebnis des gemeinsamen Termins und als Basis für eine zukünftige Zusammenarbeit wurden zwei Projekte vereinbart: 1. Landesschulrat Steiermark, Stadt Graz und der Verein „Sicher Leben in Graz“ organisieren einen Sensibilisierungsworkshop für Pädagoginnen und Pädagogen. 2. Die nächste Konferenz der islamischen Religionspädagoginnen und -pädagogen soll im Grazer Rathaus stattfinden.

**Was ist im Bereich der Integration Aufgabe des Staates bzw. der Gesellschaft und was liegt im Verantwortungsbereich jedes/r Einzelnen?**

Der Staat hat aus meiner Sicht Sorge zu tragen, dass jeder die Möglichkeit hat, das Beste aus seinen vorhandenen Talenten zu machen. Im Falle der Zuwanderung heißt dies, dass man die Menschen mit vielfältigen Angeboten unterstützen muss (Sprachkurse, Integrationsassistenten, Hilfe bei Behördenwegen, Dolmetschern, etc.), damit ihnen die Integration so leicht wie möglich gemacht wird. Die Bringschuld jedes Einzelnen ist jedoch die angebotene Hilfe auch aktiv anzunehmen und selbst damit einen Beitrag zu einer gelungenen Integration zu leisten.



Foto: Fischer

Kurt Hohensinner, MBA, geboren 1978 in Graz. Master-Lehrgang für Gesundheits- und Sozialmanagement. 2005–2011 Obmann der JVP Graz. Gemeinderat seit 2003, dort 2013-2014 ÖVP-Klubobmann. Seit 2014 Grazer Stadtrat für Bildung, Integration und Sport.

# Gaudeamus igitur...

... und dann? Der Berufseinstieg für Neo-AkademikerInnen – (k)eine Schwierigkeit. Es gehört wohl zu den großen Momenten für viele Studierende: mit der Rolle in der Hand in der Aula werden die Klänge von „Gaudeamus igitur“ gespielt und damit das Ende eines langen Studienwegs besiegelt.

Von Anton Tauschmann

Wochen später ist von dieser Freude oft nur noch wenig spürbar. Nach Freudenfeiern kommt aufgrund vieler erfolgloser Bewerbungsversuche und unbegründeter Absagen keine Feierfreude mehr auf. „Es ist sehr mühsam“ – so hört man es immer wieder, wenn man Absolventinnen und Absolventen bezüglich ihrer post-studentischen Situation befragt. X finalisierte im November 2013 sein sprachwissenschaftliches Studium. Trotz weiterer Zusatzqualifikationen im Bereich Medien konnte er bis dato und nach „über 30 Bewerbungen“ keinen Job finden. Y ging nach seinem Studienabschluss 2012 für einige Monate nach Australien, ehe er nach Graz zurückkehrte, um dort ins Erwerbsleben einzusteigen, „nachdem ihm mit dem Studium der Umweltsystemwissenschaften ja alle Möglichkeiten offen stünden“ wie im Laufe des Studiums und auch bei vielen Berufsinformationsveranstaltungen immer suggeriert wurde. Ein vielversprechender Satz, der sich einige Monate und eine AMS-Schulung später zumindest aus persönlicher Sicht als Irrtum herausstellte.



RESANITA, Aktion (Kaiser Josef Platz, Graz), 2013.  
Foto: resanita

## Abseits der Statistik

Diese beiden bewusst anonymisierten Beispiele sind wohl nur zwei von mehreren Schicksalen, Schicksale die – wenn es nach der Statistik geht – jedoch eher Ausnahme- statt Regelfälle darstellen sollten. So entfällt bei insgesamt 393.674 arbeitslosen Menschen in Österreich „lediglich“ ein Anteil von knapp 5% (also 20.059 Personen) auf Menschen mit akademischer Ausbildung – ein äußerst geringer Wert, wenn man ihn etwa mit jenem von Menschen mit Pflichtschulbildung (40% oder 158.811 Personen) oder Lehrausbildung (34% oder 136.235) vergleicht.<sup>1</sup> Auch eine vom AMS herausgegebene Langzeitstudie zu „Längerfristigen Beschäftigungstrends von HochschulabsolventInnen“ kommt in ihrem Schlussresümee auf ein äußerst erfreuliches Fazit:

*„Basierend auf verfügbaren Statistiken kann festgehalten werden, dass HochschulabsolventInnen in Relation zu Beschäftigten mit anderen Abschlüssen die höchste Erwerbsbeteiligung aufweisen, seltener unterbeschäftigt oder arbeitslos sind, einen höheren Anteil an ganzjährig vollzeitbeschäftigten Arbeitsverhältnissen aufweisen, über höhere Einkommen verfügen und dass die Beschäftigungszuwächse von HochschulabsolventInnen im Vergleich zu den Beschäftigungszuwächsen anderer Bildungsabschlüsse weit überdurchschnittlich waren.“<sup>2</sup>*

Ein Fazit, welches den 20.059 arbeitslosen AkademikerInnen in Österreich jedoch wenig hilft – und das auch von den AutorInnen der Studie nochmals ein wenig relativiert wird. So sei der Beginn der Berufslaufbahn oft von atypischen Beschäftigungsverhältnissen als freie Dienstnehmer oder geringfügig Beschäftigte geprägt. Während im technischnaturwissenschaftlichen Bereich die Nachfrage an höherqualifizierten Arbeitskräften das Angebot übersteigt, stehen Studierende im geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Bereich oft vor größeren Problemen, eine stabile Berufslaufbahn einzuschlagen. VertreterInnen dieser Sparten sind oft noch stärker angehalten, bereits in der Studienzeit Praktika zu absolvieren, wobei Praktika nicht immer gleich Praktika sind, wie im „AMS report“ betont wird:

*„Allerdings muss davor gewarnt werden, wahllos Praktika aneinanderezureihen; diese sollen tatsächlich der Vertiefung und dem Kennenlernen jener Aspekte des konkreten Berufslebens dienen, die im Studium nicht ausreichend präsent sind, wie z.B. die Bedeutung von Soft Skills oder von Zusatzqualifikationen im jeweiligen Berufsfeld.“<sup>3</sup>*

## Beratung und Engagement

Während solche Praktika im Bereich der Fachhochschulen gang und gäbe sind, ist das im Bereich der Universitäten nicht immer der Fall. Diese fehlenden Erfahrungen im Berufsleben führen zu großen Unsicherheiten am Ende des Studienlebens, wie Dr.<sup>in</sup> Eva Egger-Zeidner, Leiterin der

Psychologischen Studienberatung<sup>4</sup> moniert: Für viele bringt das Ende des Studienlebens Angst vor der Zukunft mit sich, weswegen das Ende des Studiums auch hinausgezögert wird – Ängste, die bei AbsolventInnen, die bereits in konkrete Berufsfelder hineingeschnuppert haben, vielleicht nicht so gegeben sind, da das post-studentische Terrain kein unbekanntes mehr ist. Um Fragen des beruflichen Einstiegs geht es auch im Career Center der Universität Graz. Rund 300 persönliche Beratungsgespräche führen die Mitarbeitenden pro Jahr, wobei die Anzahl kontinuierlich ansteigt. Hauptmotive sind hierbei zu 90% die Suche nach Jobs und Praktika und zu 10% Fragen zur beruflichen Umorientierung. Zusätzlich werden auch Bewerbungsgesprächssimulationen, die Analyse von Bewerbungsunterlagen und –trainings angeboten, Angebote, die für Studierende und AbsolventInnen der Karl-Franzens-Universität Graz kostenlos sind.<sup>5</sup>

Freilich ist man auch trotz solcher Angebote nicht davor gefeit, dass Bewerbungen abgelehnt werden und die Arbeitssuche länger dauert. Im Schnitt benötigt eine Absolventin/ ein Absolvent drei Monate, um in einen Beruf einsteigen zu können, manchmal, wie auch in den zu Beginn geschilderten Beispielen, um einiges länger. Wie lässt sich nun mit vielen Absagen und einer oft von Frust geprägten Arbeitssuche umgehen? Wichtig sei es, so die Meinung Eva Egger-Zeidners, Absagen nicht auf sich zu beziehen, auch wenn dies nach der wiederholten oft formlosen Ablehnung schwer fällt. Daneben aber gilt es vor allem auch die persönlichen Erwartungen, die mit dem Einstieg in das Berufsleben gekoppelt sind und mit welchen nicht selten auch Druck und Angst entstehen, ein wenig zu drosseln. Entscheidend sei es jedoch vor allem auch – so Sigrid Maxl-Studler, Koordinatorin des Career-Centers – „zur richtigen Zeit, am richtigen Ort zu sein“, eine Konstellation, auf welche die 20.059 arbeitslosen AkademikerInnen in Österreich wohl hoffen.

<sup>1</sup> Die Arbeitsmarktlage Ende Dezember 2014, in: [http://www.ams.at/\\_docs/001\\_monatsbericht.pdf](http://www.ams.at/_docs/001_monatsbericht.pdf) [abgerufen am 10.1.2015].

<sup>2</sup> Haberfellner, Regina / Sturm, René: Längerfristige Beschäftigungstrends von HochschulabsolventInnen. Wien: AMS 2012 (= AMS report 85 / 86), 153.

<sup>3</sup> Ebd., 154.

<sup>4</sup> Weitere Infos zur Psychologischen Studienberatung: <http://www.studierendenberatung.at/standorte/graz.html> [abgerufen am 10.1.2015].

<sup>5</sup> Weitere Infos zum Career Center: <https://careercenter.uni-graz.at/> [abgerufen am 10.1.2015].



Mag. Anton Tauschmann, geboren 1986 in Graz, studierte Katholische Fachtheologie und Deutsche Philologie (Bachelorstudium) in Graz und Fribourg. Seit September 2013 Pastoralassistent in der Katholischen Hochschulgemeinde Graz und seit jeher begeisterter Fußballfan.

Foto: Pinaeva

# Die Konzilserklärung „Nostra Aetate“

Kardinal König hat dieses Dokument als eines der kürzesten, aber dafür als das „vielleicht wichtigste Konzilsdokument“ bezeichnet.

Von Annemarie Fenzl



Kardinal Franz König 1999 in Graz mit Bischof Johann Weber und Bischof Egon Kapellari.  
Foto: Sonntagsblatt

Die Initiative dazu ging vom Papst persönlich aus. Johannes XXIII., der sich bereits als Apostolischer Delegat in der Türkei (1934-44), erschüttert vom Elend der dortigen Juden, besonders nachdrücklich um ihre Rettung vor der Verfolgung des Hitler-Regimes eingesetzt hatte, wollte der uralten Entzweiung zwischen Juden und Christen grundsätzlich ein für allemal ein Ende setzen. Bestärkt durch Bitten und Stellungnahmen von verschiedenen Seiten, beauftragte er schon 1960, wohl bereits im Hinblick auf das kommende Konzil, den 1959 zum Vorsitzenden des von ihm begründeten „Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen“ ernannten deutschen Kurienkardinal Augustinus Bea, einen Text über die Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und den Juden vorzubereiten. Eine Unterkommission des Einheitssekretariates begann mit der Arbeit, die sich bald schwierig gestalten sollte. Denn in der

arabischen Welt befürchtete man ein politisches Dokument, durch das dem Staat Israel Vorteile erwachsen könnten.

Inzwischen war die zweite Sitzungsperiode, die bereits unter der Leitung Papst Paul VI. tagte, zu Ende gegangen. Die wachsenden Angriffe der arabischen Medien hatten zur Folge, dass sich die Weltöffentlichkeit, insbesondere die amerikanische Presse, immer mehr für die geplante „Judenerklärung“ zu interessieren begann. Um den Israelbesuch Papst Paul VI. im Jänner 1964 nicht zu gefährden, wurde die Behandlung des Textes vorerst aufgeschoben. Im September 1964 legte Kardinal Bea dann dem Plenum des Konzils eine überarbeitete und dadurch sehr abgeschwächte Fassung vor, die in einer großen Konzilsdebatte, nach erneuter Bearbeitung und mit Ergänzungen versehen, zunächst dann doch angenommen wurde. Die Opposition

außenhalb des Konzils wurde aber trotzdem immer stärker, die steigende Spannung vermehrte die Sorge im vatikanischen Staatssekretariat. Die syrische Presse sprach vom Konzil als „*einem zweiten Judas, der Christus nun um jüdischen Geldes willen verrät*“; andererseits aber wuchs auch die Sorge der katholischen Christen in der Region. Antisemitische Gruppen aus dem Ausland versuchten durch anonyme Flugblätter die Konzilsväter zu beeinflussen.

## Der Beitrag von Kardinal König

Wie kam es nun zur letztlich entscheidenden Erweiterung der „*Judenerklärung*“? Dazu gibt es einen glaubwürdigen Zeugen, den 2009 in Indien im 101. Lebensjahr verstorbenen Jesuitenpater Josef Neuner, der als „*Peritus*“ (Konzilstheologe) am Konzil teilgenommen hatte und als einer der entscheidenden Mitverfasser von „*Nostra aetate*“ gilt. In seinen 2005 erschienenen Lebenserinnerungen „*Der indische Joseph*“ bringt er eine wichtige Information zum Ausdruck, die sonst nirgendwo zu finden ist: „*Der Text war sorgfältig vorbereitet und im Konzil diskutiert worden und hatte große Zustimmung gefunden. Aber das Staatssekretariat des Vatikans – der politische Arm der römischen Kurie – erhob Einspruch und machte schwerwiegende Einwände geltend. (...) Da fand ich eines Abends eine kurze Notiz an meiner Tür, worin ich gebeten wurde, am darauffolgenden Tag vor dem Beginn der Eucharistiefeier in die Sakristei von St. Peter zu kommen. ... Am nächsten Morgen traf ich dort mehrere andere Theologen, die ebenfalls eine solche Einladung bekommen hatten. Dann erschien Kardinal König, Erzbischof von Wien, und gab folgende Erklärung: ‚Sie haben ja gesehen, dass die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zum Judentum auf Widerstand stößt. Es scheint nur eine Möglichkeit zu geben, den Text zu retten, wenn er in einen universalen Zusammenhang gestellt wird: Wir bedenken nicht nur das Verhältnis der Kirche zu den Juden, sondern zu allen nicht-christlichen Religionen.‘ Kardinal König fragte uns, ob wir bereit seien, an einem solch umfassenden und universal bedeutungsvollen Text mitzuarbeiten.“*

Ohne den entscheidenden Impuls des Religionswissenschaftlers Franz König wäre diese Konzilerklärung wohl nicht zustande gekommen. Dass sein Name in diesem Zusammenhang nicht aufscheint, liegt vor allem an ihm selbst: Er hat kein Tagebuch, keine Konzilsnotizen, hinterlassen. In den Tagebuchnotizen anderer Konzilsväter begegnet aber immer wieder sein Name und allmählich rundet sich das Bild des Konzilsvaters Franz König.

## „Nostra Aetate“ als eigene Erklärung

So wurde es möglich, dass das Konzil mit dem schlussendlich angenommenen Text wirklich Neuland betrat. Eingebettet in eine allgemeine Einleitung über die Sehnsucht

der Menschen, die Rätsel des Lebens zu lösen, werden im 2. Kapitel die religiösen Erfahrungen der großen Menschheitsreligionen, vor allem des Hinduismus und des Buddhismus, gewürdigt, in welchen sich, wie das Konzil feierlich sagt, „*Wahres*“ und „*Heiliges*“ findet; im 3. Kapitel spricht das Konzil „*voller Hochachtung*“ vom Islam und ermahnt in diesem Zusammenhang „*alle, das Vergangene beiseite zu lassen und sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen*“; im 4. Kapitel wird dann das eigentliche Thema angesprochen, um das es geht: das Verhältnis von Juden und Christen. Und dabei geht es nicht nur um die Bewältigung einer grausamen Vergangenheit, in der Christen auf vielfältige Weise Schuld auf sich geladen haben. Das Konzil entwickelt in aller gebotenen Kürze eine eindrucksvolle „*Theologie Israels*“: es spricht von der Kirche Christi, die in Israel ihren Anfang genommen hat; es erinnert daran, dass Jesus „*dem Fleisch nach ein Jude*“ war; es weist darauf hin, dass die Juden „*immer noch von Gott geliebt*“ sind und niemals als „*verworfen*“ bezeichnet werden dürfen; es mahnt die nötige gegenseitige „*Kenntnis und Achtung*“ ein; und hält ein für allemal fest, dass „*die Ereignisse des Lebens Jesu weder allen damals lebenden Juden noch den heutigen Juden zur Last gelegt werden dürfen*.“ Historisch gesehen, wie Kardinal König auf dem Konzil ausführte, sind für den Tod Jesu verantwortlich: „*eine kleine Gruppe Juden, ein Römer und eine Handvoll Syrer, die zur 10., in Palästina stationierten Kohorte gehörten*“. Und das Konzil fährt weiter fort: „*Und all diesen hat der Herr am Kreuz vergeben. Eine solche historische Argumentation ist nur angesichts einer unbegreiflichen menschlichen Borniertheit notwendig, die den Sinn des Todes Jesu nicht zu erfassen vermag, der wegen der ‚Sünde der Welt‘, also auch wegen unserer eigenen, unser Todesschicksal erlitt.*“ – Die Erklärung schließt mit einem Appell an die Brüderlichkeit aller Menschen und einer Verurteilung jeder Form von Diskriminierung.

Jeden seiner Vorträge zu diesem Thema beschloss Kardinal König mit der Hoffnung: „*Ich sehe in unserem Konzilsdokument auch einen Baustein, um auf der politischen Ebene die monotheistischen Religionsgemeinschaften – eingewurzelt im alttestamentlichen Eingottglauben – einander näherzubringen, im Interesse des Friedens unter den Völkern, im Interesse unserer gemeinsamen Zukunft*“.

Dr.<sup>in</sup> Annemarie Fenzl, geboren 1945 in Wien. Nach dem Studium der Geschichte wurde sie 1965 Mitarbeiterin des Diözesanarchivs der Erzdiözese Wien, dessen Leiterin sie von 1976–2013 war. 1986 wurde sie Büroleiterin des Wiener Erzbischofs Kardinal Dr. Franz König. Seit 2010 leitet sie das Kardinal-König Archiv.



Foto: Hos

# Geh, wie?

„Geisteswissenschaften. Grund zum Heulen?“, „Generation Praktikum“, „taxifahrende Germanisten“<sup>1</sup>. Aussagen wie diese begleiten die heutige Generation jener, die sich einer Geisteswissenschaft verschrieben haben.

Von Jennifer Brunner



RESANITA, System (Installation/Ausstellung im Kunstraum Next Andrä), 2010.  
Foto: resanita

Der Angst vor dem Bedeutungsverlust der eigenen Disziplin wird nicht selten mit Selbstverteidigungsmechanismen und Geltungsbedürfnis begegnet, indem etwa auf die (angeblich) besonders bei Geisteswissenschaftlern ausgebildeten Fähigkeiten des kritischen Lesens und geübten Schreibens, Zusammenhänge herstellen zu können, – kurz gesagt, auf die sogenannten „Kernqualifikationen“ – verwiesen wird, deren Relevanz von der Wirtschaftswelt nicht verkannt werden dürfe!

Wahres mag da durchaus dran sein, doch provoziert die Argumentation einen Beigeschmack: Deinem eigentlich fachspezifischen Wissen mangelt es an Relevanz in der „realen Welt“. Ganz so, wie wenn ein Gelehrter, dessen Spezialgebiet die Dörperlieder Neidharts von Reuental sind, einen Termin beim AMS hat. Irgendetwas scheint „dran zu sein“ am „Niedergang der Geisteswissenschaften“. Nichtsdestotrotz bleibt die Faszination von vielen für Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte, Linguistik

usw. ungebrochen. Die Diskrepanz, die an dieser Stelle durchschimmert, zwingt zu einem genaueren Blick und damit zur Frage, was überhaupt bedroht ist und sein kann (und was nicht). Das meint die Unterscheidung zwischen den Geisteswissenschaften als Institution, die ausbildet und der Tätigkeit, dem Forschen, der Handlung an sich. Ersteres steckt ohne Zweifel in einer Art Krise.

## Das Ende der Universitas?

Clemens Albrecht, ein deutscher Kultursoziologe, erkennt in seinem Aufsatz „Vom Aufstieg und Niedergang der Geisteswissenschaften“, dass der Niedergang der Geisteswissenschaften, – hier als der institutionalisierte Fächerkanon verstanden –, in dem Verlust bzw. in der Schwächung eben jener Elemente begründet liegt, die den Geisteswissenschaften zu ihrem Aufstieg im 19. Jahrhundert verhalfen: Universitas, Autonomie und Bindung.

Der Gedanke der Universitas rechtfertigte ursprünglich, dass sich geisteswissenschaftliche Fächer ausdifferenzierten und zwar unabhängig von bis dato maßgeblichen „berufspraktischen Kunstlehren“ (A., S. 450). Mit dem Ziel die menschliche Geschichte und ihr Schaffen insgesamt verstehbar zu machen, folgten die entstehenden Geisteswissenschaften „kraft einer inneren Programmatik“ (ebda) alle demselben Ziel. Der Zusammenhalt an einem Ort, der Austausch und Befruchtung ermöglicht, liegt der Universitas als wesentlichste Forderung zugrunde. Die Universität von heute spricht hingegen zwar ohne Unterlass von Interdisziplinarität, doch „reduziert sich [diese] auf die Koordination von Forschungsanträgen“ (A., S. 454). Die Anforderung sich als Universität auf bestimmte Forschungsinteressen festzulegen (ein „Profil“ zuzulegen) führt zum Abbau gewisser Fächer, die ökonomisch wenig vielversprechend scheinen. Die einzelnen Fächer verlieren an Kontur, verschwimmen zu Hybriden. Heute studiert man „Kulturwissenschaften“, statt sich befruchtende stark ausdifferenzierte „Orchideenfächern“ wie Keltologie und Afrikanistik.

So wie die Stärkung „intrinsischer Motive“ (A., S. 451) die Autonomie der Geisteswissenschaft vorantrieb und damit ihren Siegeszug mitbegründete, so zeigt das heutige Bild des „Verfalls“ den großen Einfluss äußerer Faktoren. Woran geforscht wird, bestimmt die Ausschreibung.

Das letzte Element der „Bindung“ meint das inzwischen verlorengegangene Selbstverständnis der Universitäten als „Lebensform“ (A., S. 452), als Ort, an dem intellektuelle Interessen entstehen und frei wuchern können. Die Bindung der Studierenden an ihre Universität im Sinne des lebenslangen Lernens und einer Begeisterung, die sich über schnelle berufliche Erfolge hinwegsetzt, erfolgt gegenwärtig nur schwerlich; in diesem verschulden System, das wenig Platz für individuelle Interessenfindung und intensive Auseinandersetzung lässt, dafür aber umso stärker Anwesenheit und Arbeitspensum kontrolliert.

Albrecht sieht den Untergang der Institution „Geisteswissenschaften“ unweigerlich gekommen und ruft zu Widerstandsgemeinschaften inkl. strengem Wissenschaftsethos auf, welche Ähnliches leisten sollen wie die „kleinen Mönchsgemeinschaften“ in denen das Wissen der Antike über die Zeit des Untergangs des Römischen Reiches gerettet wurde. (Vgl. A. S. 456.) – „Gemeinschaft“ – das klingt nach wenigen Befähigten.

## Sapere aude

An dieser Stelle zweigt der Gedanke ab hin zur Geisteswissenschaft als Handeln des denkenden Individuums. Der intrinsische Wert geisteswissenschaftlichen Forschens bleibt letztlich unantastbar: Menschen werden immer Geisteswissenschaft betreiben, da sie nach einem Bedeutungsgeflecht suchen zu müssen, um das eigene Streben, soziale Umbrüche, die eigene Vergangenheit, Recht, Glaube usw. zu erklären und zu rechtfertigen. Wenn aber demzufolge geisteswissenschaftliches Denken ein nicht gefährdetes Massenphänomen ist, welche Rolle spielt dann Albrechts tapfere Widerstandsgemeinschaft? ... Sie tut es genau dort, wo die GEWI gefährdet ist, dort, wo „ihr das Rückgrat fehlt“. Die Bedeutungslosigkeit, welche sich die Geisteswissenschaft von der Gesellschaft vorgeworfen fühlt, ist auch ihr eigenes Verschulden. Der Wissenschaftler, der sich nicht voll und ganz einer Sache (der Sache willen) verschreibt, der nicht aufwühlt, nichts wagt, stets auf sicherem Grund; der darauf hofft, das feindliche System werde sich zu seinen Gunsten ändern, damit er dort endlich befriedigend geisteswissenschaftlich arbeiten könne, der sollte besser seine Schlüsselfertigkeiten nehmen und es in der Privatwirtschaft versuchen.

Der derzeitige Zustand ist sicher kein wünschenswerter, doch scheint die passive Erwartungshaltung, das System könne sich derart verändern, dass die Geisteswissenschaften darin gedeihen können, weniger vielversprechend als es direkt mit Relevanz zu versuchen. Das heißt tatsächlich jene Fragen zu stellen, die für alle Menschen relevant sind und sich aus dem intrinsischen Wert der Untersuchung nähren. In diesem Sinn Wissenschaft zu betreiben ist kein Job, sondern eine Lebensform. Werden die Geisteswissenschaften sich wieder emanzipieren können von Werten wie Gewinnstreben und Nutzenmaximierung, dann wird ihnen hoffentlich auch als Institution erneut Vertrauen in ihre Bedeutung entgegengebracht werden.

Vielleicht sollten wir uns erneut auf die Suche nach dem Ausgang aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit begeben. Sapere aude 2.0.?

<sup>1</sup> <http://www.zeit.de/campus/2009/05/geisteswissenschaften-heulen>.



Foto: privat

Jennifer Brunner, MA geboren 1987 in Bruck an der Mur, Studium der Germanistik, Philosophie und Sprachwissenschaft an der Karl-Franzens-Universität Graz. Seit 2012 Redaktionsmitglied bei Denken+Glauben. Seit Herbst 2013 für die Öffentlichkeitsarbeit in der Kath. Hochschulgemeinde Graz verantwortlich. Entdeckt Graz am liebsten laufend.

# „Es gibt keine halbe Demokratie“

Das Verhältnis der Religionen zueinander und das Verhältnis von Staat und Religion insgesamt sind für die Zukunft unserer Gesellschaft von entscheidender Bedeutung. Die im Grazer Verein „Zenith“ engagierten Studierenden **Alia Amira Ghazzawi** und **Fady Abd el Malek** diskutierten darüber mit **Professor Bassam Tibi** im Afro-Asiatischen-Institut im Rahmen des Projekts ComUnitySpirit- Religionen und Kulturen im Dialog. „Zenith“ führte im Sommer 2014 das interreligiöse Dialogprojekt „The Bridge“ mit Studierenden aus sechs Ländern durch.



Bassam Tibi im Gespräch mit den Studierenden Alia Amira Ghazzawi (Medizin) und Fady Abd el Malek (Elektrotechnik und BWL).  
Foto: Com Unity Spirit 2013 / Schubidu Quartet

**Zenith: Sie haben den Begriff Euro-Islam Jahr 1992 begründet. Können Sie dieses Konzept erläutern?**

Der Begriff Euro-Islam hat eine lange Geschichte und zwei Ursprünge: Senegal und Frankreich. Im Senegal habe ich eine islamische Tradition kennengelernt, die ich so aus arabischen Ländern nicht kenne. Dort wurde mir gesagt: es ist nicht DER Islam, es ist unser Islam. So habe ich Anfang der 1980er Jahre mit der Islamforschung begonnen. Der Islam hat viele kulturelle Ausformungen: im Senegal ist er westafrikanisch, in Marokko nordafrikanisch,

Libyen besteht aus Stämmen, nicht aus einem Volk. 1992 konnte in Paris an einem Projekt der französischen Regierung über die Integration von Muslimen mitarbeiten. Ich hatte die Aufgabe als Moslem und als islamischer Reformler, ein Konzept für die Auflösung von Parallelgesellschaften zu erarbeiten. In meinem Papier habe ich argumentiert, wie ein Muslim als ein Franzose nach französischer Verfassung und der Trennung zwischen Religion und Politik leben soll. Muslime können zugleich gute Staatsbürger und Muslime sein. Dafür muss gewährleistet sein, dass Muslime lernen, die Trennung zwischen Religion und Politik zu

akzeptieren und zu praktizieren: also Ja zur Religion des Islams, zugleich jedoch Ja zur säkularen Politik, Ja zu Menschenrechten, Ja zur Zivilgesellschaft und dem Pluralismus. Ich habe die französische Regierung weiter beraten und mein Konzept ist auch in den Niederlanden übernommen worden. In Rotterdam hat man begonnen, Einrichtungen zur Ausbildung von europäisch gesinnten Imamen zu gründen, damit diese nicht aus dem Ausland nach Holland kommen müssen. Der Euro-Islam ist der Versuch einer friedlichen Lösung. Ich habe meine Erfahrungen im Buch „Euro-Islam. Die

Lösung eines Zivilisationskonflikts“ zusammengefasst. Der Islam ist nicht nur eine Religion, sondern auch eine Zivilisation und Muslime gehören zur islamischen Zivilisation. Aber wenn sie in Europa leben, gehören sie auch zur europäischen Zivilisation. Wenn man sagt, Österreich ist meine Heimat, muss man auch Ja sagen zur europäischen Zivilisation. Man ist Österreicher, gehört zur europäischen Zivilisation und zur selben Zeit zur islamischen Zivilisation. Deshalb wie gesagt: Brücken, Bridges. Mein Leben war es, Brücken zwischen Zivilisationen zu bauen.

**Seit 1992 hat sich der Euro-Islam sehr verändert. Wie wird der Euro-Islam außerhalb Europas akzeptiert und rezipiert?**

Euro-Islam ist für Muslime in Europa. Weltweit gibt es heute ca. 2 Milliarden Muslime. Ich habe in den letzten 40 Jahren in 20 verschiedenen muslimischen Ländern gearbeitet. Der Islam ist sehr vielfältig. Der Glaube ist derselbe, aber die einige Aspekte werden in Malaysia oder Indonesien ganz anders praktiziert als etwa im Senegal. Es gibt eine große Vielfalt auch in der Diaspora. Es ist daher falsch, wenn Muslimen eine kollektive Identität oder Organisation gegeben werden soll. Ich bin Sunnit und ich stehe dazu, aber in Deutschland ist der Islamrat sunnitisch und sagt, Aleviten sind keine Muslime. Das geht nicht. Die Aleviten

sagen, wir sind Muslime. Das ist kulturelle Vielfalt und religiöse Vielfalt und die muss man respektieren. Der Islam hat mit Ethnizität nichts zu tun, weil der Islam eine globale Religion ist. Aber Muslime in Europa werden oft ethnisiert, also wegen ihrer Herkunft und Religion einer vermeintlich homogenen sozialen Gruppe zugeordnet. Man sagt, es gibt eine Islamgemeinde in Österreich, in Deutschland etc. und das ist eine ethnische Gruppe gegenüber den Einheimischen. Das ergibt dann eine gegenseitige Ethnisierung und damit eine gegenseitige Ablehnung. Das muss man abbauen. Muslime sollten wie alle anderen Menschen als Individuen gesehen werden.

**Wie steht es um die Freiheit der Religionskritik oder Islamkritik?**

Wenn man im Mittelalter das Christentum kritisierte, war man ein Ketzer, aber mit der Aufklärung hat sich die Situation geändert. Immanuel Kant war ein gläubiger Christ, aber er war Aufklärer und er kritisierte auch das Christentum. Religionskritik ist in Europa seit der Aufklärung möglich. Wir haben so etwas leider im Islam nicht. In meinem Buch „Der wahre Imam“ habe ich gezeigt, wie die Orthodoxie der Fiqh die Anfänge einer Aufklärung im Islam erstickt hat. Religionskritik ist nichts Böses, sie gehört zur Aufklärung. Ich bin Moslem, werde aber oft beschuldigt, den Islam zu stark

zu kritisieren. Ich muss aber das Recht haben, an meiner Religion Kritik üben zu können. Ich bin für die Gleichheit von Mann und Frau. Im islamischen Recht gibt es diese aber nicht. Es braucht daher Reformen. Es muss erlaubt sein, Religionskritik zu üben und das vorurteilsfrei. Es ist sehr bedauerlich, dass die Medien „Islam-kritisch“ und „Islam-feindlich“ gleichsetzen. Das ist falsch.

**Wir sind hier im Afro-Asiatischen Institut, wo Studierende aus aller Welt zusammen leben, die Koexistenz verschiedener Religionen jeden Tag leben und damit ihr mögliches Gelingen beweisen. Hier knüpft auch unser Verein „Zenith“ an mit unserem Projekt „The Bridge“. Könnte dieses Konzept ein Lösungsmodell für Probleme sein, die wir mit Integration haben?**

Ja: Dialog und Respekt. Es gibt nichts Besseres als Respekt und Anerkennung, jedoch gegenseitig. Das heißt auch, wir Muslime müssen das lernen. Wir müssen Pluralismus lernen. Ich habe im Holocaust-Gedenkmuseum in Washington 2010 an einem Projekt mitgearbeitet, das heißt „Encounter the stranger – den Fremden treffen“. Die obersten Prinzipien dabei waren Respekt und Anerkennung. Das lernen und leben Studierende hier im Afro-Asiatischen Studierendenheim auf individueller Basis: Menschen aus aller Welt, aus allen Zivilisationen kommen und leben zusammen. Was hier im Heim praktiziert wird, das muss man in der internationalen Politik auch praktizieren.

**Wie sollte dabei die „Hausordnung“ aussehen?**

Jürgen Habermas hat ein tolles Buch geschrieben, das „Die Einbeziehung des Anderen“ heißt. Darin geht es um Inklusion. Dabei muss man beiderseits Kompromisse eingehen. Der demokratische Rechtsstaat ist die Grundlage für die Hausordnung, die Sie ansprechen. Man kann vielem zustimmen oder es ablehnen. Man kann über alles reden, aber den demokratischen Rechtsstaat darf man nicht anfassen. Es gibt keine halbe Demokratie.



Prof. Dr. Bassam Tibi, geboren 1944 in Damaskus. Politikwissenschaftler syrischer Herkunft aus Deutschland. Prof. em. für Internationale Beziehungen an der Georg-August-Universität Göttingen, Mitbegründer der Arabischen Organisation für Menschenrechte. Träger des „Cordoba-Triolog“ für den jüdisch-islamisch-christlichen Austausch.  
Foto: Com Unity Spirit 2013 / Schubidu Quartet

# Benutz mich, einfach!

Über Menschen, Maschinen und das „Gesicht“ dazwischen. Oder: Warum es eigentlich nicht mehr nötig sein sollte, den Nippel durch die Lasche zu ziehen.

Von Katrin Leinfellner



Bunte Schaltknöpfe verheißen dem geschulten Anwender gewünschte Reaktionen und dem Unwissenden den unbedingten Drang zur Betätigung – mal sehen, was passiert.  
Foto: Leinfellner

Zwischenmenschliche Beziehungen sind kompliziert. Beziehungen zwischen Mensch und Maschine sind es nicht weniger. Sie kosten uns manchmal ganz schön Nerven: die Dinge, die eigentlich da sein sollten, um uns das Leben zu erleichtern, die Fahrscheinautomaten, elektrischen Zahnbürsten, Tablets, Mobiltelefone – und was uns die Zukunft noch bringen wird.

Eine starke Sehnsucht des Menschen ist es, eine Maschine zu schaffen, die ihm in allen Belangen zweckdienlich ist, vor allem aus praktischen Gründen, aber natürlich ist da immer ein bisschen Gott spielen dabei. Die „Schöpfungen“ kommen in den wenigsten Fällen ohne anthropomorphe Züge aus.

## Von Frankenstein bis Knight Rider

Literatur und Filme spielen mit dieser Sehnsucht des Menschen nach einer ebenbildlichen Maschine. Während die Furcht vor der sich selbständig machenden und schließlich

gegen den Menschen handelnden Maschine im Roman *Frankenstein* (1818), im Film *Metropolis* (1927), oder in Stanley Kubriks *2001: Odyssee im Weltraum* (1968) kultiviert wird, wird die Maschine in den 1980er Jahren, als der Computer in die Privathaushalte vordringt, zum Freund des Menschen: K.I.T.T. befreit als treues Vehikel in der Serie *Knight Rider* seinen Fahrer aus so manch misslicher Lage, der „Kumpel“ kann aber zwischendurch auch richtig schön menschlich sein.

Betrachtet man diese unterschiedlichen Darstellungen der Mensch-Maschinen-Beziehung, sticht dabei auch der Wunsch des Verstanden-Werdens heraus: das Optimum ist jene Maschine, die meine Wünsche richtig versteht und umsetzt. In der Fiktion geht das dann irgendwann schief, weil die Maschine ihren eigenen Willen entwickelt und den Menschen überflügelt – aber so weit sind wir noch nicht, wenn es auch Wissenschaftler wie Hans Moravec („Computer übernehmen die Macht“) gibt, die das für die Zukunft voraussagen.

## Vermittler zwischen Wunsch und Ausführung

Für uns im Jetzt und Hier geht es vor allem einmal darum, den Maschinen auf möglichst einfache Weise zu erklären, was wir eigentlich von ihnen wollen. Das mit der Bedienung der Maschinen war früher einmal kein Problem. Heutzutage ist der Mensch aber in allen Lebenslagen, -altern und immer häufiger dazu aufgerufen, ein Gerät zu bedienen. Einschulungen sind aus Zeit- und Kostengründen nicht möglich, Bedienungsanleitungen liest keiner mehr. *Sie müssen nur den Nippel durch die Lasche ziehen und mit der kleinen Kurbel ganz nach oben drehen, da erscheint sofort ein Pfeil, und da drücken sie dann drauf* ... Mike Krüger konnte schon 1980 von den Schwierigkeiten des Gerätegebrauchs ein Lied singen.

Maschinen sollten am besten selbsterklärend funktionieren. Die Schnittstelle zwischen menschlichen Wünschen und den ausführenden Schaltkreisen der Maschine wird als *User Interface* bezeichnet, zu Deutsch *Benutzer-Zwischen-Gesicht* – auch hier lacht uns ein anthropomorphes Bild entgegen. Im Lauf der Zeit wurden Maschinen immer vielseitiger und konnten immer mehr. Grafische Interfaces wie Computer- oder Handybildschirme, über Maus oder Touchscreen bedient, sind heute Standard. Zurzeit bilden Systeme wie Apples „Siri“ und „Ok Google“, die auf menschlicher Sprache basieren, die Spitze der Fahnenstange, wenn es um serienreife humanoide Kommunikation von Maschinen geht, die gehirnähnlich Schlüsse ziehen.

## Die Wissenschaft der Benutzbarkeit

Mit der Aufgabe, die Kommunikation zwischen Menschen und Objekten möglichst praktikabel zu gestalten, beschäftigt sich die Disziplin der *Usability*, zu Deutsch am ehesten mit *Bedienbarkeit* zu übersetzen. Neben der Frage, wie man ein Benutzer-Interface möglichst praktikabel gestalten kann, ist es natürlich auch wichtig, die Bedienung eines Gerätes für den User zu einem möglichst angenehmen, im besten Fall auch spielerischen Erlebnis zu machen – ein Fall für die Spezialisten zum Thema *User Experience* (Kurz: UX). Vergangenen Herbst fand in Graz dazu der World Usability Congress statt. Besonders interessant fand ich dabei den Vortrag des UX-Forschers und Managers Javier Vargas-Avila von Google Schweiz, der ein paar grundlegende psychologische Prinzipien hinter benutzbarem Interface-Design aufzeigte., wie den *Transfereffekt*, den *Aufforderungscharakter (Affordance)* sowie *Stereotypen und Gewohnheiten*.

Schon Omas Radio besaß einen Drehregler, eine Stereoanlage, Mischpulte, und auch Mobiltelefone kommen nicht ohne sie aus. Nach rechts drehen: mehr, nach links drehen: weniger – diese Weiterführung von Gewohntem für

neue Anwendungen bezeichnet der *Transfereffekt*. Einmal gelernt, vergessen wir dieses Prinzip nicht so schnell wieder und werden es auf jeden Drehknopf anwenden, den wir irgendwo bedienen müssen, ohne eine neuerliche Erklärung zur Funktionsweise zu bekommen.

*Affordance* spricht davon, dass ein Element einer Schnittstelle dem Benutzer allein durch seine Gestaltung zeigen sollte, wie es verwendet werden muss – im Idealfall ohne dazu eine erklärende Beschriftung zu benötigen. Wenn wir uns etwas eingepägt haben, ist es sehr schwierig, eine *Stereotypie oder Gewohnheit* „umzuprogrammieren“. Wir sehen uns zum Beispiel Fotoserien am Smartphone oder PC immer von links nach rechts an – weil wir ja auch von links nach rechts lesen. Eine Umkehrung würde als Einschnitt in die Sehgewohnheiten als ziemlich unpraktisch gewertet werden.

## Yes, we can!

Ist ein einfach zu bedienendes Produkt also der Schlüssel zum Markterfolg? Mitnichten. Erstens hat jeder von uns unterschiedliche Anforderungen an Funktionen und Ästhetik, zweitens schwirrt noch oft in den Köpfen herum, dass das, was komplizierter aussieht, mehr kann – das ist, diese Erwähnung sei mir gestattet, doch oft auch ein Thema im zwischenmenschlichen Bereich. Alles Dinge, die schließlich in den Bereich der *User Experience* fallen. Und drittens dürfen wir vor lauter Anpassung der Maschine an den Menschen auch eines nicht vergessen: nämlich die Umkehrung, die Assimilierung des Menschen an die Maschine. Weil der Mensch eine sehr anpassungsfähige und in vielen Fällen auch -willige Spezies ist, werden oft komplizierte Vorgänge in Kauf genommen um zum gewünschten Ergebnis zu kommen – ja, das Durchschauen komplexer Systeme macht nicht wenigen Zeitgenossen so richtig Spaß.

Trotzdem, das Ziel der Bestrebungen in diesem Bereich sollte eine möglichst menschenfreundliche Bedienbarkeit von Geräten bleiben. Damit wir eines Tages nicht mehr den *Nippel durch die Lasche ziehen* müssen.

Mag. Katrin Leinfellner,  
geboren 1975 in Graz. Studium der Germanistik und Philosophie in Graz. 1999–2009 Online-Redakteurin und Content-Managerin, Kleine Zeitung Online in Graz. 2009–2010 Projektmanagerin MindTake in Wien. Seit 2010 mit Karenz-Unterbrechung Internetverantwortliche der Diözese Graz-Seckau. Eine Tochter.



Foto: Neuhold

# Gedanken mobil halten

Der in Graz und Los Angeles lebende Künstler Gustav Troger verändert Gegenstände, indem er sie aufbohrt oder verspiegelt. Als „Mirror Man“ ([www.mirrorman.la](http://www.mirrorman.la)) sorgt er weltweit immer wieder für Überraschung und Aufsehen. **Alois Kölbl sprach mit Gustav Troger** über Fragmentierung, seine Interventionen in Sakralräumen und die Position des Künstlers als Spiegel der BetrachterInnen.



Altar in der Grazer Stiegenkirche von Gustav Troger, 1984.  
Foto: Troger



links: Gustav Troger. Schweinschleuder, Stadtmuseum Graz 1992. Foto: Troger  
rechts: Gustav Troger. Als Hintergrund Grün die Farbe der Natur. Fenster in der Pfarrkirche Graz-St. Andrä, 2009. Foto: Jesionka

**Du hast immer wieder in Kirchen interveniert, mit Aktionen temporär, aber auch bleibend mit der Gestaltung von Altären und Ambonen. War es schwierig für dich als Künstler in einem Sakralraum zu arbeiten?**

Schwierig war das nie, ganz im Gegenteil! Ich arbeite ja immer situationistisch, und so sind auch die Interventionen in Kirchenräumen entstanden. Ich konnte immer ganz kompromisslos arbeiten, nur der Ort war ein anderer, ein Sakralraum eben. Josef Fink, der Rektor des Kulturzentrums bei den Minoriten hatte mich eingeladen bei einem Wettbewerb mitzumachen im Rahmen des Steirischen Herbstes in den Achtziger Jahren. So ist meine erste Arbeit in einem Sakralraum in der Grazer Stiegenkirche entstanden: ein zerlegbarer Altar und Ambo. Ich glaube, dass die Elementarheit, die meinen Arbeiten zugrundeliegt, gut im Sakralraum funktioniert. Bei mir gab es schon immer die Tendenz Dinge zu zerlegen, zu fragmentieren, das

zieht sich durch mein ganzes Werk auf unterschiedliche Weise; vielleicht auch um in gewisser Weise Gedanken mobil zu halten. Ich wollte das Blockhafte, Statische aufbrechen, das zieht sich bei mir wirklich wie ein roter Faden durch alle Arbeiten bis hin zu den Spiegelobjekten.

**Du hast in der Kirche von St. Andrä eine Säule und den Altar verspiegelt. Ein künstlerischer Eingriff, den du oft anwendest. Wie hast du diese künstlerische Idee entwickelt?**

Ich hatte in Los Angeles eine Ausstellung, in der ein inszeniertes Publikum eine Stunde lang mit dem Publikum der Ausstellung in Dialog trat: Im ersten Drittel machten sie ein freundliches Gesicht, im zweiten Drittel ein verärgertes Gesicht und im dritten Drittel haben sie dann Spiegelquadrate herumgetragen und konnten auch mit dem Publikum sprechen, was sie bis dahin nicht durften. „Dialog“ war das Thema auf optischer und verbaler Ebene.

Zur Idee mit den Spiegeln wurde ich damals von Robert Smithson angeregt. Er hat als Landart-Künstler Spiegelquadrate in die Landschaft gelegt, vornehmlich an markanten, kulturgeschichtlich signifikanten Orten wie zum Beispiel Yucatán. Er hat dann Texte verfasst und wieder abgeräumt. Er nannte das „Mirror Displacement“. Die Tendenz der Landart-Künstler war den Galerieraum zu verlassen und in die Natur zu gehen. Ich habe dann das Gegenteil gemacht und das Ganze wieder rückgeführt zum Menschen. Ich habe begonnen Objekte zu verspiegeln unter anderem auch den Filzanzug von Joseph Beuys, was dann schließlich dazu geführt hat, dass ich den Anzug selbst angezogen habe und zur „Living Sculpture“ wurde.

**Als Künstler im Spiegelanzug beziehst du eine Position, die sich gleichzeitig zurückzieht oder vielleicht sogar in gewisser Weise auflöst und gleichzeitig intensiviert ins Spiel bringt, weil sich die BetrachterInnen an deiner Oberfläche spiegeln ...**

Ja, das Konzept ist ein Overall-Concept. Ich vergleiche das gerne mit Jackson Pollocks Drippings: Meine Spiegel überziehen auch alles ohne optische Barrieren, alles, was mir in den Weg kommt sozusagen. Daraus entstand dann die Idee markante Kunstobjekte wie eben den Filzanzug von Joseph Beuys zu verspiegeln. Der Filz bei Beuys steht für Wärme in einem umfassenden Sinn, durch die Verspiegelung trat das Moment der Reflexion hinzu. Die Idee, den Anzug auch anzuziehen hatte ich nicht von Anfang an, das ist im Lauf der Zeit entstanden. Es war ein unglaubliches Moment der Überraschung für mich selbst als ich den Anzug zum ersten Mal angezogen habe, und das erlebe ich auch bei den Leuten, denen ich mit dem verspiegelten Anzug entgegenrete. Das löst immer wieder Erstaunen aus z.B. als ich mit den Anzug an der Gedenkstätte Strawberry Fields in New York gegangen bin. Plötzlich war da alles ganz ruhig.

**Im Kirchenraum von St. Andrä hast du dich einmal ganz konkret auf eine andere künstlerische Position bezogen, diejenige von Hermann Nitsch. Was war der Anlass und dein künstlerisches Interesse daran?**

Ich bin als Künstler Situationist. Ausgangspunkt für meine Nitsch-Intervention in einem Kirchenraum war ein Gespräch mit dem Kurator der Kunst-Aktionen in der Grazer Andrä-Kirche, Pfarrer Hermann Glettler. Er erzählte mir, dass er vorhätte den Altar mit einem Werk von Hermann Nitsch zu verhüllen. Ich rümpfte die Nase über diese arrivierte Position für Andrä-Kunst und erinnerte mich damals an ein Gespräch Jahre zuvor mit deutschen Künstlern aus dem Umkreis von Martin Kippenberger, die gerade in Graz waren, als ich meine „Schweinschleuder“ im Stadtmuseum zeigte (*Troger hatte damals ein ausgestopftes Schwein in eine große Gummischleuder gespannt / Anm. d. Red.*). Michael Krebber, einer von ihnen, meinte damals, dass wir Österreicher so blutrünstig seien, und ich antwortete spontan, dass ich als Nächstes den Nitsch ausstopfen müsste (lacht). So ist letztlich Jahre später

die Idee zur Intervention in der Andräkirche entstanden: ich positionierte eine ganz realistische Nachbildung des Künstlers Hermann Nitsch mit Malerkittel und erhobenen Händen direkt vor dem Altar.

**Der Künstler-Priester sozusagen, der dem Priester am Altar wie im Spiegel gegenübersteht ...**

Ja, und irgendwie auch ein Trophäe. Ich wollte auch bewusst keine Wachsfigur, sondern die Skulptur sollte eher einen Präparat-Charakter haben. Der Künstler ist ja auch irgendwie zu einem Bild für den „Lieben Gott“ geworden, mit Rauschebart und ausgebreiteten Armen. Das war aber keineswegs respektlos gemeint, weder dem Kirchenraum noch Nitsch gegenüber. In der Gemeinde hat das aber sehr heftige Reaktionen ausgelöst. Schließlich haben wir die Figur dann verhüllt, denn es ging mir damals überhaupt nicht um den Skandal. Ich wollte einen Dialog initiieren. Ich habe aber gemerkt, dass auch den Kulturjournalisten die Kartoffel zu heiß war.

**Im selben Kirchenraum von St. Andrä hast du dann auch ein Kirchenfenster gestaltet, es zeigt eine gespiegelte Gestalt mit einem Tierkopf. Das hat wohl wieder für Irritationen gesorgt?**

Ich sehe das als Teil meines „Relief-Programmes“. Vor meinen Spiegel-Experimenten hatte ich Farbexperimente gemacht und in dieser Zeit entstand auch eine Serie mit Schweinen, wo es vor allem um die Auseinandersetzung mit der Farbe der Haut gegangen ist. Diese Serie wurde letztendlich zum Ausgangspunkt der Fenster-Gestaltung. Am Fenster hat mich die Ambivalenz von Innen und Außen interessiert. In gewisser Weise ist das ja auch eine Konfliktlinie. Ich habe mit dem grünen Hintergrund bewusst die Farbe der Natur gewählt. Bei mir geht es ja immer um „Überlebenssysteme“, mich faszinieren die unterschiedlichen Survivalstrategien der Tierwelt, der Mensch hat sich da ja auch immer wieder etwas abgeschaut. Grün meint natürlich die Natur, von der wir kommen, aber gleichzeitig auch das Misstrauen ihr gegenüber, wir sind ja auch



Gustav Troger. Totalspiegel. Pfarrkirche Graz-St. Andrä, 2005. Foto: Troger

bedroht von Naturkatastrophen, Natur ist auch gnadenlos. Wir sind der Natur ausgesetzt und auch uns selber. In diesem Spannungsfeld bewegt sich diese Arbeit ganz grundsätzlich. Ich sehe meine künstlerische Arbeit als „Erleichterungsprogramm“ dazu. Dabei geht es mir hauptsächlich darum, genauer hinzuschauen und eben z.B. die Natur nicht einfach nur zu verherrlichen. Es gibt da ja auch schlicht und einfach die Nahrungskette. Die Arbeit ist auch eine Auseinandersetzung mit industrieller Tierhaltung und Nahrungsproduktion. Es ist schrecklich, wenn Tiere zum reinen Wirtschaftsfaktor werden! Mich interessiert am Schwein aber der ambivalente Aspekt: Das Schwein ist Glückssymbol und „armes Schwein“, Schnitzel und unreines Tier für Juden und Muslime.

# Oscar Romero – Prophet einer Kirche der Armen

In der neueren Kirchengeschichte Lateinamerikas wird zwischen einer Zeit vor und einer Zeit nach Erzbischof Oscar Romero (1917 – 1980) aus El Salvador unterschieden. In seiner Lebensgeschichte spiegelt sich der Standortwechsel der lateinamerikanischen Kirche auf die Seite der Armen, wie er 1968 auf der Bischofsversammlung im kolumbianischen Medellín beschlossen wurde.

Von P. Martin Maier SJ

Aus einem ängstlichen und unpolitischen Kirchenmann wurde unter dem Eindruck der extremen sozialen Ungerechtigkeit, der staatlichen Repression und der Ermordung eines Priesters ein prophetischer Verteidiger der Armen. Romero setzte sich damit den Anfeindungen der Mächtigen und Reichen aus. Auch innerkirchlich setzten ihn konservative Kreise und der Vatikan unter Druck, weniger „politisch“ zu sein. Aus einer tiefen Christusverbundenheit ist er seinen Weg bis zur letzten Konsequenz der Lebenshingabe gegangen. Am 24. März 1980 wurde er während der Feier einer heiligen Messe von einem gedungenen Scharfschützen ermordet. Weltweit wurde er zu einem Symbol für eine von der Theologie der Befreiung inspirierte und für die Armen engagierte Kirche. Angehörige anderer Konfessionen und Religionen und selbst Nichtgläubige sehen in ihm ein Vorbild. Solidaritätsgruppen in vielen Ländern haben sich nach ihm benannt. Papst Franziskus ist ein Verehrer Oscar Romeros und hat seine baldige Seligsprechung angekündigt.

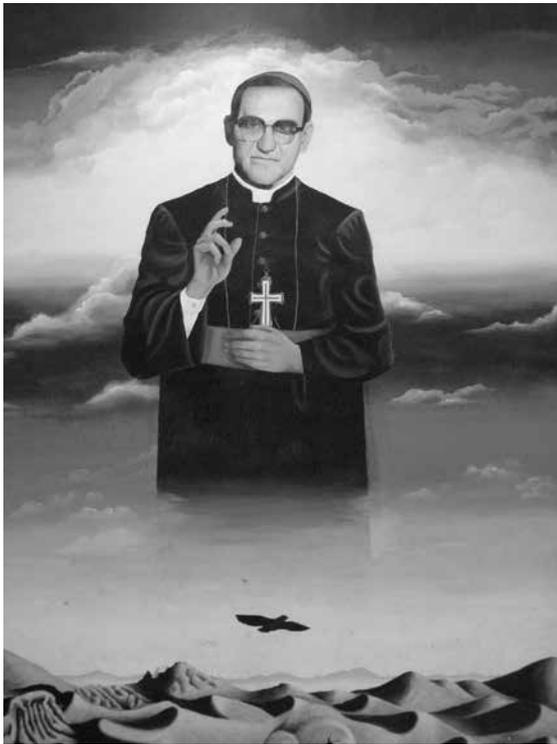
Romeros wichtigstes Medium waren seine sonntäglichen Predigten in der Kathedrale von San Salvador. Er bereite sie mit äußerster Gewissenhaftigkeit vor. Samstags traf er sich mit einer Gruppe von Beratern, um die Ereignisse der Woche zu analysieren. Bis spät in die Nacht, mitunter sogar bis in die frühen Morgenstunden des Sonntags saß er dann am Schreibtisch. Vor sich hatte er bibelwissenschaftliche Bücher, die ihm halfen, die Bibeltexte historisch und theologisch richtig zu verstehen. Daneben lagen Zeitungsausschnitte und persönliche Notizen. Eine Kurzformel seines Predigtverständnisses lautet: „Ich studiere das Wort Gottes, das am Sonntag gelesen wird; dann schaue ich um mich herum, auf mein Volk; ich stelle meine Umgebung in das Licht dieses Wortes und versuche daraus eine zusammenfassende Sicht zu gewinnen und diese weiterzugeben.“ Doch es gab für ihn auch noch einen weiteren

Bezugspunkt: Immer wieder ging er vom Schreibtisch in die Kapelle, um – wie er es ausdrückte – „im Gespräch mit meinem Gott“ die Inhalte der Predigt zu klären.

## „Das Wort Gottes muß in der Realität Fleisch werden“

Meisterhaft verstand er es, das Wort der Bibel mit der aktuellen Wirklichkeit in Verbindung zu bringen. „Das Wort Gottes muß in der Realität Fleisch werden“, sagte er immer wieder. Er predigte volksnah und griff Sprichwörter und Volksweisheiten auf. Um die Korruption im staatlichen Justizwesen anzuprangern, bediente er sich eines Vergleichs, den er von einem Campesino gehört hatte: „Das Gesetz ist wie eine Schlange. Es beißt nur diejenigen, die keine Schuhe hat.“ Zur Beschreibung des prophetischen Auftrags der Kirche bezog er sich ebenfalls auf die bodenständige Weisheit eines Campesinos, der ihm erklärt hatte: „Monseñor, wenn einer die Hand in einen Topf mit Salzwasser taucht und die Hand gesund ist, dann passiert ihm nichts; aber wenn er eine Wunde hat, oh, dann tut es weh.“ Dieses Bild beschrieb für Romero genau die Aufgabe und die Wirkung der Kirche in der Welt: „Die Kirche ist das Salz der Erde, und wo es Wunden gibt, muss dieses Salz brennen.“

Trotz der intensiven Vorbereitung arbeitete er seine Predigten nicht schriftlich aus. Ein Blatt mit einigen Notizen genügte ihm als Vorlage. Landesweite Verbreitung fanden seine Predigten durch die Direktübertragung im kirchlichen Rundfunksender. Die Einschaltquoten erreichten mitunter 75 Prozent. Ausgehend von Tonbandaufnahmen wurden sie später verschriftlich und veröffentlicht. Nach einer ersten Ausgabe kurz nach seinem Tod liegt inzwischen eine kritische Neuausgabe in sechs Bänden vor (Monseñor Oscar A. Romero, Homilías, San Salvador 2005 ff.).



Wandgemälde von Erzbischof Romero an der Universität von El Salvador.  
Foto: CC BY-SA 3.0

## Die Geschehnisse der Woche

Einen breiten Raum in den Predigten, die mitunter weit als eine Stunde dauern konnten, nahmen die „hechos de la semana“, die Geschehnisse der Woche ein. Er berichtete hier vor allem von vorgefallenen Gewalttaten und Menschenrechtsverletzungen. Dabei nannte er, so weit wie möglich, die Namen der Opfer, aber auch die der Täter. Dahinter stand die Arbeit eines Teams von Juristen, das die Menschenrechtsverletzungen dokumentierte. Bei der systematischen Desinformation durch die von der Regierung und der Oligarchie kontrollierten Medien wurden diese Nachrichten zur wichtigsten Informationsquelle im Land. Wie sich wiederholt zeigte, hörten auch der Präsident und die Armeeführer Romeros Predigten und die „Geschehnisse der Woche.“

Doch Romero verstand diese nicht bloß als Nachrichten, sondern als Zeichen der Zeit, in denen Gegenwart und Pläne Gottes für die ganz konkreten Verhältnisse in El Salvador sichtbar wurden. Romero war zutiefst überzeugt, dass Gott sich auch durch geschichtliche Ereignisse mitteilt und dass die Bibel nur in Verbindung mit der Geschichte im Vollsinn Wort Gottes ist. Wenn etwa die alttestamentlichen Propheten im Namen Gottes Unrecht und Ausbeutung in Israel anklagten, dann wendete Romero diese Texte auch auf die Unrechtsverhältnisse in El Salvador an: Es ist eine Beleidigung Gottes, wenn ganz wenige alles

und die vielen nichts besitzen. Und Gott fordert durch seine Propheten eine Veränderung dieser Verhältnisse.

Der Sonntagsgottesdienst vom 23. März 1980 wurde – rückblickend gesehen – zum Abschied Romeros von der großen Gemeinde der Gläubigen in der Kathedrale und an den Rundfunkgeräten. Die Messe konnte nach einer mehrwöchigen Unterbrechung wegen eines Bombenanschlags auf den Sender erstmals wieder im Radio übertragen werden. Am Anfang seiner Predigt begrüßte er eine ökumenische Delegation aus den USA, die sich über die Menschenrechtsverletzungen in El Salvador informieren wollte. Dann legte er die Schrifttexte aus dem Propheten Jesaja (43, 16-21), dem Philipperbrief (3, 8-14) und dem Johannesevangelium (8, 1-11) aus. Dem schloss sich wieder eine lange Liste der Namen jener an, die in der vergangenen Woche Opfer der Gewalt geworden waren. Am Ende folgte der berühmt gewordene Aufruf an die Angehörigen der Armee, besonders an jene der Nationalgarde, an die Polizei und die Garnisonen, mit der Repression des eigenen Volkes aufzuhören. In den Ohren der Armeeführung mußte dies wie ein Aufruf zur Befehlsverweigerung klingen. So bemerkte ein Offizier am darauffolgenden Tag: „Was der Bischof gestern gesagt hat, ist ein Delikt.“ Diese Predigt hat Romeros Todesurteil besiegelt und seine Ermordung beschleunigt.



Foto: KK

Martin Maier SJ,  
geboren 1960 in Messkirch, 1979 Eintritt in den Jesuitenorden,  
Studien der Philosophie, Theologie und Musik in München,  
Paris, Innsbruck, San Salvador. 1989–1991 Pfarrer in der Land-  
gemeinde Jayaque in El Salvador. 1998–2009 Chefredakteur  
„Stimmen der Zeit“. 2009–2014 Rektor des Berchmanskollegs  
in München. Seit Oktober 2014 *Secretary for European Affairs*  
im *Jesuit European Social Centre* in Brüssel.

# Orden – Fast 2000 Jahre prägend in der Gesellschaft tätig

Das heurige Jahr steht in der katholischen Kirche unter einem besonderen Blick auf das vielfältige Leben und Wirken von Ordensgemeinschaften weltweit.

Von Günther Liebming

In Österreich haben die Ordensgemeinschaften gemeinsam das „Jahr der Orden 2015“ gestartet. Die Orden werden in diesem Jahr besondere Akzente in ihrem Tun und Leben unterstreichen und dabei auch Signale in die Öffentlichkeit senden.

Blickt man oberflächlich auf Ordensgemeinschaften, dann werden schnell Urteilende zu dem fragenden Schluss kommen: Haben Ordensgemeinschaften Zukunft? Fast alle Institute haben mit einem sehr hohen Durchschnittsalter und sehr wenigen Neueintritten umzugehen.

Über Jahrhunderte haben Orden großes geleistet. Ein Blick in das Land Steiermark reicht, um zu sehen, welche großen Leistungen durch Klöster und Ordensinstitute geschaffen wurden. Ordensgemeinschaften haben mit ihren Klöstern Gebiete in der Steiermark besiedelt, als dort noch kaum Infrastruktur vorhanden war. Sie haben ganze Landstriche urbar gemacht und vielerorts die Grundlage für Landwirtschaft gelegt. Sie haben Stützpunkte der Seelsorge geschaffen, von wo aus sie zu den Menschen in den Regionen gingen. Ordensgemeinschaften haben in den wachsenden Städten die ebenso wachsende Not erkannt und zu lindern geholfen: Die hohe Zeit der Bettelorden war eng mit dem Aufstieg der Städte als Siedlungsschwerpunkte verbunden. Ordensgemeinschaften sind bewusst in die Städte gegangen und haben sich der materiellen und geistigen Not der Menschen angenommen.



Eine Oase der Stille ist der mittelalterliche Kreuzgang im Kloster der Nonnen von „Santi Quattro Coronati“ mitten im pulsierenden Stadtzentrum von Rom. Foto: Kölbl

Und schließlich waren es weitere Ordensgemeinschaften, die sich, die alte Tradition eines Klosters als Ort des Wissens aufgreifend, der Bildung und Wissenschaft verschrieben haben. Sie haben an der Universität gewirkt, haben Schulen gegründet und führen diese bis heute. Nicht zu vergessen sind jene Orden, die einen anderen Aspekt, der immer schon Teil klösterlichen Tuns war, zu ihrer Kernaufgabe gemacht haben: Herberge zu geben und Kranken, Notleidende und Schwache aufzunehmen. Ordensgemeinschaften sind entstanden, die sich speziell in Krankenpflege, Heilung und Linderung, in der Fürsorge für Obdachlose und für an den Rand Gedrängte engagieren.

Sie alle leisten heute noch großes auf Gebieten, wo inzwischen auch Einrichtungen des Staates und Gebietskörperschaften oder privaten weltlichen Einrichtungen tätig sind. Orden und deren Mitglieder sind Pinoniere auf vielen Gebieten gewesen. Das tun sie heute auch noch. Orden engagieren sich für Menschen am Rand der Gesellschaft, sie sorgen für jene, die keine oder kaum Solidarität der Gesellschaft erfahren. Heute tun sie das in vielfältigen Allianzen mit anderen Institutionen des kirchlichen und weltlichen Bereichs.

Was aber macht die Arbeit von Orden so besonders? Es ist die Wurzel, aus der sie leben. Es geht nicht bloß um das Erfüllen und Abarbeiten eines gesellschaftlichen Auftrags, der sich nur aus einer Beauftragung damit herleitet. Nein, der Grund und die Ressource aus der Orden auch heute leben ist jener Ursprung, der allen Christen als Auftrag gegeben ist: Geht hinaus in alle Welt und verkündet das Evangelium der Gottes- und Nächstenliebe. Orden sind Gemeinschaften von Gottsucherinnen und Gottsuchern. Sie mühen sich seit Jahrhunderten Jesus Christus in ihren Nächsten zu erkennen. Dabei sind die Werke der Barmherzigkeit wegweisend für die Orden. Aus diesem Glauben an die Gegenwart Gottes im Nächsten, der gerade der Hilfe bedarf oder im anvertrauten Menschen, dem es etwas Gutes zu tun gilt, schöpfen die Orden jene Begründung für ihr Tun, das für viele Menschen lebensbegleitend ist.

Papst Franziskus, selbst Ordensmann, fast diese zentrale Grundlage des Ordenslebens so zusammen: *„Unsere Gründer und Gründerinnen haben in sich das Mitleid verspürt, von dem Jesus ergriffen wurde, als er die Menschenmenge wie zerstreute Schafe ohne Hirten sah. Wie Jesus, bewegt von diesem Mitleid, sein Wort geschenkt, die Kranken geheilt, Brot zu essen gegeben, sein eigenes Leben geopfert hat, so haben sich auch die Gründer in den Dienst der Menschheit begeben, zu der der Geist sie sandte, und zwar auf verschiedenste Weise: durch die Fürbitte, die Verkündigung des Evangeliums, die Katechese, das Unterrichten, den Dienst an den Armen, an den Kranken ... Die Fantasie der Liebe kannte keine Grenzen und hat unzählige Wege zu öffnen verstanden, um den Atem des Evangeliums in die Kulturen und in die unterschiedlichsten sozialen Bereiche zu tragen.“*<sup>1</sup>

Orden sind – als Arbeitgeber mit ihren Werken, oder – weltlich gesprochen – Betrieben tief in die Zivilgesellschaft verwurzelt. Sie folgen in vielen Bereichen denselben Gesetzmäßigkeiten wie andere Einrichtungen, die im selben Bereich tätig sind. Doch würde den Ordenseinrichtungen etwas Substantielles fehlen, wenn sie nicht in Leitbild, durch gelebtes Beispiel der Ordensleute und der Führungskräfte und durch das Sichtbarmachen jener zentralen Werte des Christentums ihre Eigenart fördern



im Kloster der Nonnen von „Santi Quattro Coronati“  
Foto: Kölbl

und, unter Wertschätzung für das Andere und Fremde, diese Identität schützen. Schützen alleine würde aber nicht reichen. – Es geht um ein Weiterentwickeln und in die Zukunft Tragen der Botschaft Jesu im konkreten Werk für die Mitmenschen.

In diesem Bemühen authentische Zeugen für die Botschaft Jesu zu sein und auf dem Weg durch die Zeit in den Fußspuren Jesu zu wandern, brauchen Ordensgemeinschaften immer wieder mutige, kritische und von der Liebe zu den Menschen und zu Gott beseelte Menschen, die jenseits der gesellschaftlich erwarteten „Normalität“ sich aufmachen in ein „Experiment“ in einer Ordensgemeinschaft mitzuwirken.

Die unterschiedlichen Ordensgemeinschaften in Österreich laden im Ordensjahr zu zahlreichen Begegnungen ein. Innerhalb der Web-Präsenz der Orden Österreichs wurde eine eigene Zusammenstellung zum Jahr der Orden 2015 geschaffen. – Reinschauen lohnt sich: <http://www.ordensgemeinschaften.at/jahrderorden-aktuelles>

<sup>1</sup> Schreiben des Papstes an die Ordensleute im vollständigen Wortlaut, 21.11.2014, in: <http://www.ordensgemeinschaften.at/jahrderorden-aktuelles/1652-das-schreiben-des-papstes-an-die-ordensleute-im-vollstaendigen-wortlaut>



Mag. Günther Liebming, geboren 1977 Judenburg. 1997–2005 Studium Kath. Religionspädagogik und Betriebswirtschaft. 2004–2009 Pressestelle der Diözese Graz-Seckau. Seit 2009 bei den Elisabethinen Graz u.a. zuständig für Öffentlichkeitsarbeit.

Foto: KH Elisabethinen

# Absolut konsumieren? Die religiöse Entgrenzung des Neoliberalismus

Unsere scheinbar so profane gesellschaftliche Lebensweise, in der Informationen, Daten, Geld, Konsumgüter immer rasanter zirkulieren, gefährdet sich durch ihre religiöse Überhöhung.

Von Peter Gaitsch

Neoliberalismus ist nicht einfach nur eine strikt eingegrenzte kapitalistische Weise des Wirtschaftens, sondern hat darüber hinaus die Tendenz, in Form einer grenzüberschreitenden Logik des Marktes und des Wettbewerbs auf andere Lebensbereiche (Partnerschaft, Familie, Bildung, Politik, u.a.) überzugreifen und die Gestaltung menschlicher Beziehungen neu zu prägen. Der Kapitalismus neigt also dazu, neben sich „keine anderen Götter“ zu dulden, das heißt: sich zu entgrenzen und sich zu verabsolutieren. Darin besteht sein beunruhigendes (quasi-)religiöses Potenzial.

## „Kapitalismus als Religion“

Bereits 1921 hat der deutsche Philosoph Walter Benjamin in seinem berühmten Fragment „Kapitalismus als Religion“ eine entsprechende Diagnose gestellt. Er sah in der kapitalistischen Lebensweise eine reine Kultreligion, die kein systemerhaltendes Dogma braucht, da sie alles im Leben Begegnende zur konsumierbaren Ware macht. Der Warenkult ist auf permanente Dauer gestellt. Deshalb ist die Bestrebung nicht so sehr, den Sonn- und Feiertag, sondern vielmehr umgekehrt gerade den Werktag abzuschaffen, insofern nämlich möglichst pausenlos dem Konsumkult gehuldigt werden soll. Das markanteste Merkmal sah Benjamin aber in der „Lösung“, die der Kapitalismus für das Problem zwischenmenschlicher Schuld parat hält. Die Schuld wird nicht mehr durch die Unterbrechung des Kreislaufs des Schuldigwerdens bewältigt – darin besteht die traditionelle religiöse Lösung des Problems, die sich in Umkehr und Sühneopfer, in Reue und Verzeihen manifestiert. Die quasireligiöse Lösung, die der Kapitalismus anbietet, ist hingegen eine paradoxe Flucht nach vorne: Der Kreislauf menschlichen Schuldigwerdens wird nicht unterbrochen, sondern vielmehr beschleunigt. Denn durch das wechselseitige Verschulden und fortdauernde Umschulden muss sich eigentlich niemand mehr wirklich verantwortlich fühlen. Je schneller und umfassender die Schuld zirkuliert, desto weniger belastet sie das

Gewissen des Einzelnen. So ist der Kapitalismus für Benjamin eine verschuldende Kultreligion: Die Schuld wird nicht gesühnt, sondern im Gegenteil auf alle Beteiligten ausgeweitet. Mit anderen Worten wird die Verzweiflung zum „religiösen Weltzustand“.

Einen weiteren, gegenwärtig besonders relevanten Aspekt der Religion des Kapitalismus kann man mit dem viel diskutierten dystopischen Roman *Der Circle* (2014) von Dave Eggers veranschaulichen. In diesem Roman geht es um die immer bedrohlichere Züge annehmende Vorherrschaft eines Unternehmens, das die Ideologie der Sozialen Medien verkörpert, nach der das menschliche Heil im totalen Kommunikations- und Datenzirkulationsfluss liegt. Ein Leitwort dieses scheinbar so menschenfreundlichen und liberalen Unternehmens lautet: „Sharing is caring“, „Teilen ist Heilen“. Das Gebot der Nächstenliebe entwickelt sich hier zum Gebot der Transparentmachung der eigenen Person, der Datafizierung des gesamten persönlichen Erlebens, um es auf diese Weise mit allen zu teilen. Der Roman zeigt eindringlich, dass die Erlösungsvorstellung, die die gegenwärtige Religion des Kapitalismus antreibt, nicht mehr nur das Teilen von Schuld, sondern radikaler noch das Teilen alles Erlebens durch freundliche digitale Kommunikationsprozesse ist. In diesem Sinne steuert die Religion des Kapitalismus eschatologisch auf die Transparenzgesellschaft als einem gesellschaftlichen Idealzustand zu.

## „Psychopolitik“

„Transparenzgesellschaft“ ist ein Wort, das der aus Südkorea stammende, deutsche Philosoph Byung-Chul Han vor einiger Zeit in einem Essay mit demselben Titel geprägt hat. Bekannt wurde er durch seine Reflexionen zur *Müdigkeitsgesellschaft* (2010). In seinem neuesten Essay *Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken* (2014) finden sich weitere Überlegungen, die unser vorläufiges Bild der gegenwärtigen Religion des Kapitalismus vervollständigen helfen.

Nach Han ist unsere Gesellschaft durch ein zur Erschöpfung führendes Übermaß an Positivität geprägt. Der Like-Button – das „digitale Amen“ – von *Facebook* ist ihr Kennzeichen: „der Neoliberalismus ist der Kapitalismus des Gefällt-mir“. Darin ist eine subtile Form von Machtausübung wirksam, die Han als neoliberalistische Psychopolitik bezeichnet. Diese „smarte Macht“ zielt nicht auf die disziplinierende Verhaltensänderung des Menschen, sondern auf dessen Selbstentblößung, um die Bedürfnisse der Seele konsumistisch, also auf eine flache und hektische Art anzuregen und auszubeuten. Den religiösen Charakter des Neoliberalismus macht Han an der absoluten Unterwerfung unter eine transzendente Macht fest. Diese Transzendenz ist nicht mehr der Gott der monotheistischen Weltreligionen, sondern das Kapital. Er fragt sich mit Bezug auf Benjamins Fragment: „Ist das Kapital nicht ein *neuer Gott*, der uns wieder zum Schuldigen macht?“ Was Han allerdings nicht sieht, ist der Umstand, dass das Problem der Schuld nicht erst durch einen Gott künstlich eingeführt wird, sondern die menschliche Situation schon vorab kennzeichnet. Seine Unterschätzung dieses Problems kommt auch in der Lösung zum Ausdruck, die Han uns anzubieten hat: Er plädiert im Anschluss an den Zen-Buddhismus für eine kontemplative Befreiung von jeder Form von transzendenter Macht. Denn wenn der Mensch eine „Blumenexistenz“ („einfache Öffnung zum Licht“) führt, dann scheint er keinen transzendenten Gott mehr nötig zu haben, weil das Schuldigwerden schlicht nicht mehr zählt. Wir sollten uns aber fragen, ob uns diese (Auf-)Lösung des Problems zufriedenstellt. Dass hier noch etwas anderes im Spiel bleiben muss, wird sofort deutlich, sobald man über das Motto, das Han seinem Essay voranstellt, nachdenkt: „Protect me from what I want“. Diesen Aphorismus – der übrigens von der Band *Placebo* vertont wurde – übernimmt Han von der Konzeptkünstlerin Jenny Holzer. Enthält dieser Satz aber nicht eine Art Bittpsalm, eine Anrufung Gottes für einen Ausweg aus dem psychopolitisch ausbeutbaren Schuld-, Kommunikations- und Bedürfniszyklus?



Dr. Peter Gaitsch, geboren 1978 in Dornbirn, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der KFU Graz. Er hat kürzlich ein Buch zu Eric Weils Logik der Philosophie veröffentlicht und forscht derzeit insbesondere im Bereich der Philosophie der Biologie und der Religionsphilosophie.

Foto: privat



ICH WEISS, Anatol Knotek  
text-installation ©2012, private collection

Anatol Knotek ist ein österreichischer Künstler aus Wien. Faszinierend schafft er es, grundlegende Probleme beziehungsweise Themen unserer Zeit aufzugreifen und stellt sie minimalistisch in Textform dar. Durch diese Art von Kreativität wird dem Betrachter die Kraft gegeben, eigene Visionen dazu zu entfalten.

Bei diesem Bild handelt es sich um einen Text in weißen Großbuchstaben auf weißer Wand. Dort steht „ICH WEISS“.

Wir wissen viel mehr, als wir zugeben – vor uns selbst und vor anderen. Wenn wir im Alltag gefragt werden, was wir denken oder was wir von etwas Bestimmtem halten, wissen wir es öfters nicht. Entscheiden wir uns, generell mehr von unserem inneren Wissen nach außen zu tragen und mehr von dem zu wissen, was in uns vor sich geht, und dann erst von dem, was um uns geschieht!

Anatol Knoteks Werke sind auf [www.anatol.cc](http://www.anatol.cc) abrufbar und folgende Beschreibung trifft seine Kunst sehr gut:

»(...) by reducing the elements of communication to the barest possible essence knotek has stripped away all of the noise between us and the message, leaving us with a brutally honest reality to face. but the most important element of knotek's work is his ability to give us a little bit of humor that even while addressing heavy hitting themes, such as big brother, love or the nature of art, manages to create the perfect combination of lighthearted and provocative thought.«

-- twelve 21 gallery --

*Bernadette Prassl,*  
studiert Philosophie und Kunstgeschichte und ist KHG-Heimbewohnerin.

# Beichte: Entscheidung für die Liebe

„Beichten ist out“, „Meine Sünden gehen niemanden etwas an“, „Ich kann auch ohne Gott mit meinen Fehlern leben“ – solche und ähnliche Aussagen sind bekannt.

Von Bruno Almer

Gerade am Beginn der Fastenzeit ist es angebracht, einmal mehr über dieses heutzutage beinahe vergessene oder nur negativ besetzte Sakrament der Versöhnung nachzudenken und sich mit drei Fragen auseinanderzusetzen: *Beichten – was?*, *Beichten – wie?*, und *Beichten – warum?*

*Beichten – was?* Die meisten Menschen wissen oder meinen instinktiv, dass es bei der Beichte um die eigenen Sünden geht, die es zu bereuen und zu bekennen gilt. Viele Menschen können mit dem Begriff „Sünde“ nur wenig anfangen. Die Bibel überliefert uns das sogenannte „Doppelgebot“ Jesu – das eigentlich ein Dreifachgebot ist – aus dem Matthäusevangelium: Du sollst Gott lieben und Deinen Nächsten wie Dich selbst (vgl. Mt 22,37-39). Dieses Gebot gibt Orientierung für das menschliche Handeln. Jemand, der liebt – Gott, sich selbst und den Nächsten und damit auch die ganze Umwelt –, der hat im Prinzip nichts Böses im Sinn. Sünde meint daher, diesem Liebesgebot nicht gerecht zu werden: sich selbst nicht zu lieben könnte heißen, sich von einzelnen Süchten bestimmen zu lassen; den Nächsten nicht zu lieben könnte heißen, einen Menschen zu betrügen; und Gott nicht zu lieben könnte heißen, ihm keinen Platz im eigenen Leben zu geben. Das zur Redensart gewordene Wort „Wer schläft, sündigt nicht“ muss deshalb für ein christliches Leben umformuliert werden: „Wer liebt, sündigt nicht“. Wer also sündigt, tut das Gegenteil von Liebe.

*Beichten – wie?* Bei der Beichte und der Vorbereitung darauf geht es nicht darum, sich selbst als bösen Menschen mit einer hohen Anzahl von verwerflichen Sünden zu skizzieren. Wer sein eigenes Leben einmal gründlich betrachtet und diesen vier Beziehungen, in die jeder Mensch hineingestellt ist – in die Beziehung zu sich selbst, zum Mitmenschen, zur Umwelt und zu Gott –, aufmerksam nachspürt, der wird auch auf viel Gelungenes und Gutes stoßen. Dafür muss man dankbar sein. Im Wissen darum, dass es im Leben auch viel Gutes, viel Liebe gibt,

kann auch das Gegenteil davon offen beim Namen genannt werden. Zugegeben: Es kostet sehr viel Mut, sich, und dann auch Gott durch den Priester, einzugestehen, dass man selbst nicht perfekt ist, auch wenn man es gern vorgibt zu sein. Wer aber zu sich selbst ehrlich ist, hat die Chance, dem Ideal eines perfekten Menschen – christlich gesprochen: eines liebenden Menschen – näher zu kommen.

*Beichten – warum?* Warum beichten gehen? Kann ich meine Sünden nicht auch allein mit Gott ausmachen? Der Beichtstuhl sei kein Folterinstrument, sondern ein Ort der Barmherzigkeit Gottes, hat Papst Franziskus pointiert gesagt. „Gott ist die Liebe“, heißt es im ersten Johannesbrief (4,16). Dieser Satz sagt nicht nur etwas über Gott aus, sondern auch über den Menschen, der nach dem Bild Gottes erschaffen wurde, wie es im ersten Buch der Bibel heißt. Der Mensch hat die Freiheit, sich gegen die Liebe zu entscheiden. Gott hat dem Menschen aber ein besonderes Sakrament geschenkt. In ihm hat der Mensch die Möglichkeit, sich – trotz und wegen seiner zuvor getroffenen Entscheidungen – bewusst und aus Freiheit wieder und wieder für die Liebe zu entscheiden; für die Liebe, die Gott ist und die auch der Mensch sein und aus der er leben sollte. Die in der Vergangenheit getroffenen Entscheidungen werden dadurch zwar nicht zurückgenommen oder revidiert; dafür muss jeder Mensch die Verantwortung übernehmen. In der Beichte wird aber eine Botschaft mitgegeben, die Kraft zur Veränderung und zu einem Neubeginn gibt: „Deine Sünden sind Dir vergeben!“, spricht Gott durch den Priester in der Beichte. Denn Gott entscheidet sich immer für den Menschen.



Rembrandt: Der verlorene Sohn (1666–1669).



Foto: Neuhold

Mag. Bruno Almer, geboren 1988 in Graz, Theologie-studium an der Karl-Franzens-Universität Graz. Zeremoniär von Bischof Dr. Egon Kapellari und Referent für Liturgie & Sakramente im Bischöflichen Pastoralamt.

# Weggeschaut

Immer mehr Filme und Serien beinhalten drastisch dargestellte Gewalt. Aber nicht hinsehen zu können ist noch schwerer zu ertragen als nicht hinsehen zu wollen.

Von Harald Koberg

Die Fantasy-Serie „Game of Thrones“ hat in vielen Bereichen neue Maßstäbe gesetzt; so etwa durch ihren enormen Produktionsaufwand, der vielmehr mit großen Kinofilmen verglichen werden muss als mit klassischen Fernsehserien. Aber auch die expliziten Bilder von Mord und Totschlag sind spätestens mit dieser Serie zur Selbstverständlichkeit der Mainstream-Unterhaltung geworden und so zeigt die Ästhetik von „Game of Thrones“ eben auch, wie sehr sich das Film- und Serienpublikum an realistische bis überzeichnete Bilder von schweren Verwundungen und sterbenden Menschen gewöhnt hat. Vor allem ein Blick zurück in der Geschichte von Film und Fernsehen zeigt, wie wenig es vor dreißig oder vierzig Jahren gebraucht hat, um dem Publikum kalte Schauer über den Rücken zu jagen. Neben dem weit schnelleren Schnitt und dem oftmaligen Verzicht auf eine echte Einführung, ist vor allem auch die Direktheit der Bilder ein Produkt der Weiterentwicklung.

Da liegt es natürlich auf der Hand, in dieser Entwicklung ein klares Indiz für die Verrohung der Gesellschaft zu erkennen. Interessant und eventuell überraschend sind in diesem Zusammenhang jedoch die Ergebnisse psychologischer Forschungen, die besagen, dass realistisch dargestellte Gewalt deren positiver Wahrnehmung entgegenwirkt. Bilder von sterbenden Menschen wecken in uns Mitgefühl und führen uns auf diese Weise die zerstörerische und hässliche Seite der vermeintlich heroischen Gewalt vor Augen. Serien wie „Game of Thrones“ oder Filme wie „Der Soldat James Ryan“ machen diesen Effekt sehr direkt erlebbar: Die Faszination des Kampfes und Siegens geht hier weitgehend verloren.

Was der regelmäßige Konsum expliziter Gewaltdarstellung jedoch zweifelsohne bewirkt, ist Gewöhnung. Mit jedem Leinwand- oder Bildschirmtod braucht es wieder ein klein wenig mehr, um uns emotional zu berühren. Hier findet die Abstumpfung tatsächlich statt, nur lässt sie sich – Gott sei Dank – nicht direkt auf unser Empfinden gegenüber realer Gewalt umlegen. Schon Kinder unterscheiden mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit zwischen Virtualität und Realität und ordnen das Gesehene entsprechen ein.



Game of Thrones, seit 2011, HBO.

Für Filmschaffende wird diese Abstumpfung zunehmend zur Herausforderung. Die intensive Medienerfahrung des Publikums macht es immer schwieriger, den Zusehenden einen Blick zu eröffnen, der sie bewegt. Und so passiert es immer öfter, dass vermeintlich schockierende Bilder ins Lächerliche kippen – der fortwährende Drang das bisher Gesehene zu übertreffen fordert seine Opfer.

Einige der bewegendsten filmischen Gewaltdarstellungen bedienen sich deshalb der oft vergessenen Unfreiheit des Publikums. Die Position der Kamera entscheidet über das Gesehene und die Unfähigkeit hinzusehen verstört oft mehr als grausige Bilder. Etwa wenn die Kamera in Hanekes „Das weiße Band“ vor der Tür bleiben muss, wenn der Vater seinen Sohn verdrischt. Oder in anderer Weise auch, wenn wir die Erzählung der Missbrauchsopter in „Sleepers“ nur an den Gesichtsregungen von Robert de Niro ablesen können, weil uns der Film den Ton vorenthält. Wie viel erzählerische Kraft in visuellem Minimalismus liegen kann, beweist auch Rodrigo Cortéz in „Buried“. Dort zeigt er über die volle Laufzeit einzig und allein einen Mann in einer Kiste und erzählt doch eine berührende Geschichte über die Absurdität des Irak-Krieges.

Auch wenn das dargestellte Leid uns die Grausamkeit der Gewalt nachvollziehen lässt, greift das Ungesehene doch tiefer und transportiert die volle Unerträglichkeit der Tat, gerade eben weil wir gewohnt sind, überall aus nächster Nähe dabei sein zu dürfen. So gesehen gewinnt die feine Klinge vor dem Hintergrund visueller Brachialität sogar wieder an Wirkung.



Foto: KK

Mag. Harald Koberg, geboren 1984 in Graz, studierte Philosophie und Volkskunde und Kultur-anthropologie an der Karl-Franzens-Universität Graz und arbeitet als Medienpädagog, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Foto: Schellander

## PERSPEKTIVE

Sehr viele positive Reaktionen rief die Ausstellung der japanischen Künstlerin Keiko Sadakane in der QL-Galerie hervor. Unter dem Titel „Perspektive“ setzte sie sich mit minimalistischen Mitteln mit einem zentralen Gestaltungsmittel der abendländischen Kunstgeschichte auseinander, legte aber durch die Einbeziehung von Momenten ihrer eigenen Biographie auch Spuren, die ganz allgemein als existentielles Moment menschlichen Lebens wahrzunehmen.

Die Künstlerin lotet in ihrem künstlerischen Ansatz, der sich aus den Quellen der westlichen Moderne wie den Traditionen ihrer Heimat speist, immer wieder Grenzüberschreitungen aus. Sie selbst versteht sich als Grenzgängerin zwischen den Kulturen. Schon seit vielen Jahren lebt sie in Europa. Die abendländische Bildtradition seit Giotto di Bondone ist geprägt vom Einsatz perspektivischer Darstellung, erst das 20. Jahrhundert schlug radikal andere Wege ein. In der Kunst Japans spielt der Bildraum über Jahrhunderte überhaupt keine Rolle.

Bereits als Schülerin hatte Sadakane in Japan das Christentum kennen gelernt und sich taufen lassen, in den letzten Jahren hat sie auch begonnen sich in ihrer

Kunst mit explizit christlichen Themen auseinanderzusetzen. So überraschte sie vor einiger Zeit das Kunstpublikum mit einer Ausstellung zum Thema Rosenkranz, in der sie sich von den Rosenkranzsonaten Heinrich Ignaz Franz Bibers inspirieren ließ. In direktem Zusammenhang stand die Ausstellung in der QL-Galerie mit der ersten Gestaltung eines Kirchenraumes im oststeirischen Paldau. Sehr erfreulich, dass ein für die Leechkirche entstandenes Werk der Künstlerin in der Kunstsammlung des „Quartier Leech“ verbleiben kann.

*Alois Kölbl*

## EXERZITIEN IM ADVENT



Foto: Pfannhofer

„Dein Angesicht will ich suchen“ war der Titel und umrahmende Grundgedanke der

vierwöchigen Exerzitien im Alltag. Der auf Weihnachten hin ausgerichtete „Exerzitien-Weg“ wurde durch eine tägliche Betrachtung eines Bibeltextes und wöchentliche Gruppentreffen mitbestimmt.

Die kurzen Bibelstellen waren Impulse und somit Wegbegleitung für den vorweihnachtlichen Alltag. In den wöchentlichen Gruppentreffen wurden Erfahrungen mit den Bibelstellen („das Wort Gottes hat auch Sprengkraft für mein Leben“) geteilt und besprochen. Eine erdfarbene (menschliche) und goldene (göttliche) Christus-Ikone, die auf Holz von alten Kirchenbänken aufgedruckt ist, begleitete uns in dieser Zeit. Die Adventzeit 2014 war für mich durch diese Exerzitien geprägt und daher eine persönliche, aber auch gemeinschaftliche Suche nach den vielen Facetten des Angesichts Gottes.

*Mario di Pattista*

## EMIL BREISACH (1923 – 2015)

**Vermittler, Impulsgeber, Förderer,  
Brückenbauer**

Über Jahrzehnte war der im 91. Lebensjahr verstorbene, ehemalige Intendant des ORF-Landesstudios Steiermark einer der umtriebigen und prägendsten Kulturförderer unseres Landes. Als „Kulturmann“ par excellence war er jedoch nicht nur in der Öffentlichkeit präsent, sondern hat sich vielfach beharrlich auch hinter den Kulissen ohne öffentlichen Applaus und Scheinwerferlicht für Kunst- und Kulturförderung engagiert. Sein Einsatz für das Mentoring-Projekt der Katholischen Hochschulgemeinde, deren Förderverein er angehörte, ist dazu ebenso zu zählen wie unzählige Telefonate im Dienst der Förderung vor allem jüngerer Künstler. Seinen Werten blieb er stets unbeugsam treu. Als kämpferischer Mahner hat er noch im hohen Alter als Bettler gegen das Bettelverbot neben Pfarrer Pucher in der Grazer Herrengasse Platz genommen.

Auf Vermittlung von Emil Breisach hat Diözesanbischof Kapellari die Künstlerin Susanne Sehn-Baumhake mit der Gestaltung der Eingangstür in die Kapelle des Bischofshauses beauftragt. Die Glasfläche zeigt eine transluzente Engelsfigur: Wächter und Vermittler an der Schwelle zwischen Innen und Außen. Eine Gestalt, in der auch das Wesen von Emil Breisach anklingt, war er doch unbestechlicher Mahner und Wächter kultureller und humaner Werte, Förderer von Künstlern und Kulturschaffenden Initiator und Impulsgeber, nicht zuletzt aber vielfach interessierter Dialogpartner, Fragensteller und Brückenbauer. Gottes gütiger Engel möge dich, lieber Emil, an der Schwelle zur Ewigkeit empfangen, viele der Samen, die du gesät hast, mögen auch in Zukunft weiterwachsen. R.I.P.

*Alois Kölbl*

## INIGO-WOCHENENDE

Am 12. Dezember machte sich ein Teil der Inigo-Gruppe abends auf zum idyllischen Workout-Wohnsitz der Helferinnen, einer



Foto: KHG

ehemaligen Volksschule in Sallegg. Die überschaubare Gruppe von 7 Personen bestand aus fünf glücklich zu schätzenden Studierenden, denen es möglich war, sich für ein Wochenende in der turbulenten

Adventszeit vom Alltag auszuklinken, und unserer üblichen Inigo-Gruppenbegleitung Regina Stallbaumer und Albert Holzknecht. Durch die wunderbare Begleitung wurde gut durchdacht für unser leibliches Wohl gesorgt, eine Struktur in den Tag gebracht und ein atmosphärisch gelungenes Wochenende ermöglicht. Das Programm ließ ein Durchatmen in der Adventszeit durch spirituelle Gedanken, Winterwanderung durch Wald, Flur und Schnee zu, der einige zu unbeschwertem durch-den-Schnee-Laufen oder Schneeballschlachten einlud. Geistlich-geistig herausgefordert wurde zum einen durch einen dramatischen Bibliolog, der biblische und persönliche Schluchtenwanderungen zuließ, zum anderen durch einen Film über Flüchtlinge, der Dank der angenehmen Gruppenatmosphäre während des Abendessens humorvoll und ernst aufgearbeitet wurde. Auf ein weiteres gelungenes Inigo-Wochenende im kommenden Jahr!

*Eva Bergmayr*

## HOFFNUNG AUF ZUKUNFT

Das Österr. Hospiz liegt in der Via Dolorosa in der Altstadt von Jerusalem. Für viele Pilger besonders auch aus Österreich, die das Heilige Land besuchen, ist es eine einladende Anlaufstelle. „Die Adresse ist auch ein Auftrag“, sagte Rektor MMag. Markus Bugnyar im vollbesetzten KHG-Vortragsaal in Hinblick auf Profil und Bedeutung des Hauses. „In den letzten Jahren ist das Hospiz zudem in eine definiertere Rolle als Arbeitgeber vor Ort hineingewachsen.“

Markus Bugnyar, Priester der Diözese Eisenstadt, besuchte Graz auf Einladung der KHG und von Pro Oriente. Er hat große Teile seines Studiums in Jerusalem verbracht und leitet das Österr. Hospiz seit mehr als 10 Jahren. Mit Mag. Wolfgang Sotill und mit dem Publikum diskutierte er am 13. November über die Situation der Christen im Heiligen Land, über Chancen und Herausforderungen für die Ökumene

und den Interreligiösen Dialog. „Ökumene im Heiligen Land funktioniert anders als zu Hause. Wenn man sagt, sie ‘funktioniert’, ist das eigentlich unzutreffend. Ökumene findet einfach statt“, sagte der Rektor in Bezug auf die geschichtliche und aktuelle Situation der zahlreichen christlichen



Foto: Schellander

Kirchen besonders in Jerusalem. Dabei gelte es ähnlich wie in einem gemeinsamen Wohnhaus vielfach auch praktische Fragen zu lösen. Wichtig seien im Blick auf die rund 60 christlichen Konfessionen besonders Informationsaustausch und Synergie: „Ökumene ist Überlebenssache“.

*Peter Rosegger*

## IM GEFÄNGNIS

Der Besuch in der Justizvollzugsanstalt Karlau war eine sehr interessante Erfahrung. Wir, ein Gruppe von sieben Frauen aus sieben Nationen, gestalteten dort einen Gottesdienst. Wir trafen uns um sieben Uhr morgens vor der Karlau und wurden von Gefängnisseelsorger Sepp Riedel empfangen. Der erzählte uns, dass es für ihn nicht der erste Gottesdienst sei, er kam aus der JVA Jakomini, wo der Gottesdienst für die Gefangenen bereits um halb sechs beginne.

Wir und unsere Instrumente wurden von zwei Beamten genau überprüft, damit wir nichts ins Gefängnis schmuggelten. Auch auf unserem Weg durch das Gefängnis und während der Messe wurden wir von den Beamten begleitet. Außer von uns wurde der Gottesdienst von einem Häftling gestaltet, der sich in seiner Haft selbst

das Klavierspielen beigebracht hatte. Mit den Insassen kamen wir – außer mit den Ministranten – eigentlich nicht in Kontakt, da wir von oben, von der Empore sangen und sie unten im Kirchenschiff saßen. Trotzdem war es bewegend zu sehen, dass sich so viele von ihnen für den Gottesdienst interessierten und mit welcher Freude sie uns nach der Messe zuwinkten. Für uns gab es zum Abschluss noch ein Frühstück in der Cafeteria der Karlau, bei dem uns Sepp Riedel die vielen Fragen, die entstanden waren, beantwortete.

*Agnes Hobiger*

## BESUCH IN DER ALBERTINA

Die Wiener Albertina widmet Arnulf Rainer und Karl Prantl im Wintersemester 2014 jeweils eine große Ausstellung. Beide Künstler haben Werke geschaffen, die für die Kath. Hochschulgemeinde besonders wichtig sind. Daher organisierten KHG und Forum Glaube-Wissenschaft-Kunst für 7. November 2014 eine Reise zur Albertina, an der rund zwei Dutzend Personen teilnahmen. Hochschulseelsorger Alois Kölbl und P. Gustav Schörghofer SJ, der besonders auch persönliche Eindrücke von Karl Prantl vermittelte, führten einladend



Foto: Rosegger

und kompetent durch die Ausstellungen. Es war zudem eine besondere Freude, dass der Künstler Martin Bruch, dem in der KHG 2015 eine Personale gewidmet ist, an der Führung teilnahm.

*Peter Rosegger*



Frère Alois, Prior von Taizé / Foto: Kölbl

## TAIZÉ-SILVERSTER-TREFFEN IN PRAG

Eine atemberaubende Kulisse bot das verschneite Prag dem winterlichen Taizétreffen, das von 28.12. 2014 bis 2.1.2015 stattfand.

Dreißigtausend Jugendliche trafen sich dort zum Gebet, zur Vertiefung des Glaubens und zu gemeinsamen Gesprächen. Von der internationalen Atmosphäre ging eine charismatische Kraft aus, die zum Frieden inspirierte. Eine große Bereicherung waren vor allem die 2500 Jugendlichen aus der Ukraine und Weißrussland. Unter den rund 100 TeilnehmerInnen aus Österreich war auch eine Gruppe der KHG Graz mit Hochschulseelsorger Alois Kölbl.

Gemeinsames Gebet schafft Raum für Hoffnung und Trost. Drei Mal täglich wurde das Taizegebet gesprochen, das für seine andächtige Kerzenlichtstimmung berühmt ist.

In Tschechien lässt sich das Christentum als Minderheit ausmachen, nichtdestotrotz wurde die Unterbringung in Gastfamilien und in Turnhallen und Klöstern organisiert. Freude, Ergriffenheit und eine starke Verbundenheit war zu spüren, während wir gemeinsam den Jahreswechsel im Veitsdom feierten und das Jan-Hus-Gedenkjahr begannen.

*Bernadette Prassl*

## GRENZEN DER LIEBE?

Professor Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz besuchte Graz am Beginn des Advent und des diözesanen „Jahres der Liebe“ auf Einladung KHG, des Diözesanen Weges und von „Freiheit Leben“. Die emeritierte



Foto: cp-pictures

Professorin für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaft an der Technischen Universität Dresden und Dr. Christian Lager diskutierten am 4. Dezember unter dem Titel „Grenzen der Liebe?“ über theologische, anthropologische und soziale Implikationen von Liebe und Solidarität.

„Die Wörter ‚Leben‘ und ‚Liebe‘ sind absolut verwandt“, sagte sie ausgehend von einer Frage der Religionskritik, ob das Christentum überhaupt etwas von der Liebe versteht. „Die großen Kräfte des Lebens,

zu denen besonders auch die Liebe gehört, haben einerseits die Möglichkeit, etwas frei zu setzen, und andererseits etwas zu zerstören.“ In der Liebe liege große Vitalität, was auch hieße, dass der Mensch darin keine ruhige, ausgewogene Mitte hat, sondern immer in Spannungen lebt. „In der besten Überlieferung, in der Tiefe des jüdisch-christlichen Gedächtnisses ist die Liebe nicht verstümmelt, sondern ins Göttlich-Große geöffnet, und zwar unerschöpflich.“

*Peter Rosegger*

## OPEN STAGE IN DER KHG

„The stage is yours“ – so lautete bereits zweimal im Wintersemester das Motto in der KHG-Heimbar. Musikerinnen und Musiker hatten dabei die Gelegenheit, ihr vielseitiges Können dem euphorisierten KHG-Heimbarpublikum zu zeigen – eine



Foto: KHG

Gelegenheit, die durchaus von einigen angenommen wurde. Willst auch du die Heimbar-Bühne rocken, „bejazzen“ oder „balladieren“ und so deine „5 minutes of fame“ erleben, dann komm' doch vorbei wenn es wieder heißt: „The stage is yours“!

*Anton Tauschmann*

## COME TOGETHER – EIN SEMESTERSTART-WOCHENENDE

Nach einer gelungenen Premiere in der Kollmanngrabenhütte gibt es zu Beginn des Sommersemesters eine Neuauflage von „Come together – Ein Semesterstartwochenende“. Ziel ist dieses Mal von

**6.–8. März die Jakobihütte im Lachtal**, wo man bei Schneeschuhwandern, Schifahren ... nicht nur bestehende Kontakte vertiefen, sondern auch neue Kontakte



Foto: KK

knüpfen kann. Anmeldungen sind bei P. Albert Holz knecht u. Anton Tauschmann ab jetzt möglich. Wir freuen uns auf dein Mitfahren!

*Anton Tauschmann*

## KHG-REISE NACH SARAJEVO 6. – 11. 4. 2015

In der Woche nach Ostern wollen wir nach Sarajevo fahren. Inspiriert vom beeindruckenden Vortrag und Gespräch mit dem ehemaligen KHG-Heimbewohner Valentin Inzko, Hoher Repräsentant der UNO für Bosnien-Herzegowina, führt die traditionelle nachösterliche KHG-Reise diesmal auf den Balkan. Geplant sind neben Besichtigungen auch Gespräche mit VerantwortungsträgerInnen vor Ort.

*Reiseleitung:* HS Alois Kölbl

*Kosten:* ca. € 200.-

*Anmeldung:*

hochschulseelsorger@khg-graz.at



Foto: Kölbl

## KHG-PFINGSTREISE NACH LEIPZIG 22.–26. MAI

Ende Mai werden wir die Katholische Studierendengemeinde Leipzig besuchen und gemeinsam Pfingsten feiern. In den letzten Jahren ist in Leipzig unter der Leitung von Studentenpfarrer Clemens Blatter SJ eine sehr lebendige Studierendengemeinde gewachsen. 25 Jahre nach dem Mauerfall, zu dem die Leipziger Montagsdemonstrationen einen wesentlichen



Foto: Grubitzsch

Beitrag leisteten, wollen wir über die Situation in Ostdeutschland ins Gespräch kommen, aber auch die Kultur und Kunst von Leipzig und Umgebung (u.a. die alten Domstädte Merseburg und Naumburg) erkunden.

*Reiseleitung:* P. Albert Holz knecht SJ und HS Alois Kölbl

*Kosten:* ca. € 200.-

*Anmeldung:*

hochschulseelsorger@khg-graz.at

## BÜCHERFLOHMARKT BEIM KIRCHWEIHFEST

Im Rahmen des Kirchweihfestes am 1. Mai findet auch ein Bücherflohmarkt statt. Gerne können dafür Bücher in der KHG vorbei gebracht werden. Für Fragen und Informationen stehen Anton Tauschmann und Peter Rosegger gerne zur Verfügung.

# WAHRNEHMEN. BETEN. UNTERSTÜTZEN.

Irak. Tausende Menschen sind auf der Flucht. Es geht um ihr Leben. Und um ihren Glauben. Uns bleibt die Wahrnehmung des Leids und das Gebet für die Verfolgten. Und nicht zuletzt: unsere konkrete Unterstützung.

Spendenkonto Caritas der Diözese Graz-Seckau: Kennwort „Irak“  
IBAN: AT34 6000 0000 0792 5700, BIC: OPSKATWW.  
Mehr zur Hilfe für Menschen in Not finden Sie unter dem Stichwort „Irak“ unter [www.katholische-kirche-steiermark.at](http://www.katholische-kirche-steiermark.at)



[www.herzensanliegen.at](http://www.herzensanliegen.at)

## LITURGISCHER WOCHENPLAN

für die Vorlesungszeit

- SO** 19:30 **Universitätsmesse in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse  
**SO** 11:30 **Messe im Grazer Dom**, Burggasse  
**SO** 11:00 **Messe in der Pfarrkirche St. Leonhard**, Leonhardplatz  
**SO** 18:15 **Messe in der Stadtpfarrkirche**, Herrngasse  
**MO – FR** 12:00 **„Break4Prayer“**, Hauskapelle, Leechgasse 24/II  
**MO** 8:00 **Messe in der Hauskapelle der Helferinnen**, Leechgasse 34  
**DI** 7:15 **Messe in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse mit anschl. gemeinsamen Frühstück  
**MI** 18:00 **Gottesdienst** laut Aushang **in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse oder **in der Hauskapelle des Priesterseminars**, Bürgergasse 2  
**DO** 7:15 **Messe in der Hauskapelle**, Leechgasse 24/II mit anschl. gemeinsamen Frühstück  
**FR** 7:15 **Messe in der Kapelle des John Ogilvie Hauses**, Zinzendorfsgasse 3

KATHOLISCHE  
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie um die Unterstützung unserer Arbeit mittels beigelegtem Erlagschein. Herzlichen Dank!  
Katholische Hochschulgemeinde Graz  
Stmk. Bank u. Sparkassen AG  
Kto-Nr: 03300 700543  
BLZ: 20815  
IBAN: AT312081503300700543  
BIC: STSPAT2G  
Verwendungszweck:  
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

### Impressum

DENKEN + GLAUBEN  
Zeitschrift der Katholischen Hochschul-  
gemeinde für die Grazer Universitäten und  
Hochschulen

*Chefredaktion:*  
Mag. Peter Rosegger

*Redaktion:*  
Jennifer Brunner, MA  
Mag. Martin Gsellmann  
Mag. Harald Koberg  
Mag.<sup>a</sup> Martina Linzer  
Dr. Florian Mittl  
Mag.<sup>a</sup> Gudrun Pichler  
Bernadette Prassl  
Mag.<sup>a</sup> Helga Rachtl  
Günter Schuchlantz  
Dr. Florian Traussnig

*Medieninhaber und Herausgeber:*  
Katholische Hochschulgemeinde Graz  
MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz  
Tel. 0316 / 32 26 28  
<http://www.khg-graz.at>

*Layout und Satz:*  
Wolfgang Rappel

*Druck:*  
Universitätsdruckerei Klampfer,  
St. Ruprecht an der Raab

*Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.*

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die ©-Fragen zu den Fotos geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter [rosegger@khg-graz.at](mailto:rosegger@khg-graz.at) zu melden.*

Abo-Bestellung: [rosegger@khg-graz.at](mailto:rosegger@khg-graz.at)

*Cover:*  
RESANITA, Die wilde Frau, 2014.  
Foto: resanita

# WOFÜR SCHLÄGT DEIN HERZ?

[www.herzensanliegen.at](http://www.herzensanliegen.at)

## FEB 2015

www.khg-graz.at

FR  
13

FR  
20

### „RETREAT“ ODER: IGNATIANISCHE EINZELEXERZITIEN

Anmeldung: holzknecht@khg-graz.at  
Kapuzinerkloster in Križevci, Slowenien

DI  
24

### 19:00 TAIZÉ-GE BET

Jeden letzten DI im Monat  
Stiegenkirche, Sporgasse 21, 8010

## MAR 2015

www.khg-graz.at

MO  
2

### 17:30 BIBEL TEILEN

Erster Termin im Sommersemester!  
John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfsgasse 3, 8010

DI  
3

### 19:30 VERNISSAGE: MARTIN BRUCH „AUFBRUCH“

Ab 18:00: **Filmvorführung „AufBruch 1-2-3“**. Ein Film von **Martin Bruch & Reinhilde Condin**  
QL-Galerie, Leechgasse 24

DI  
3

### 19:00 INIGO-GRUPPE

Spirituelle Impulse, Glaubensaustausch und Gebet in der Gruppe. 14-tägig.  
Anmeldung: stallbaumer@khg-graz.at  
Meditationsraum bei den Helferinnen, Leechgasse 34, 8010

FR  
6

### 14:00 – 16:00 SPAZIEREN GEHEN MIT MENSCHEN MIT BEHINDERUNG

Jeden Freitag besuchen wir Menschen mit Behinderung und holen sie zu einem Spaziergang ab.  
Pflegezentrum Kainbach

DO  
19

### 19:30 DAS LEBEN WAGEN (weiterer Termin: 9. JUN)

Für junge Erwachsene, die ihren Lebensweg suchen.  
Anmeldung: stallbaumer@khg-graz.at  
John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfsgasse 3, 8010

DI  
24

### 19:30 ÓSCAR ROMERO – ERBE UND AUFTRAG

Impulsreferat und Diskussion mit: **P. Dr. Martin Maier SJ.**  
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24, 8010

## APR 2015

www.khg-graz.at

MO  
6

SA  
11

### KHG-REISE NACH SARAJEVO

Reiseleitung: **HS Alois Kölbl**  
Kosten: ca. € 200.-  
Anmeldung: hochschulseelsorger@khg-graz.at

MI  
22

### 19:00 ESSEN – REDEN – BETEN

Grazer Schulwestern, Georgigasse 84, 8020  
Anmeldung: stallbaumer@khg-graz.at

SO  
26

### 7:30 GEFÄNGNISGOTTESDIENST (weiterer Termin 14. JULI)

Justizanstalt Karlau  
Anmeldung: stallbaumer@khg-graz.at

MI  
29

### 19:00 VERNISSAGE: FRANZ KONRAD „GRENZERFAHRUNGEN“

QL-Galerie, Leechgasse 24, 8010

## MAI 2015

www.khg-graz.at

FR  
1

### ab 11:00 KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH

11:00 **Festgottesdienst in der Leechkirche, danach Grillen und Bücherbazar**  
Leechkirche, Zinzendorfsgasse

## POSITIONEN

Positionen sind kein Luxus. Verschiedene Dinge in Position zueinander zu setzen und zu reflektieren ist eine essentielle Aufgabe für Kirche und Gesellschaft. Positionen zu haben ist kein Widerspruch zu gegenseitigem Respekt und ist so keine Einbahnstraße. Wer aufhört, den kritischen Diskurs mit anderen Positionen aber auch mit eigenen zu suchen und zu reflektieren, ist auf dem besten Weg in eine geistige Sterilität, deren Folge letztlich die Inhumanität ist. Papst Franziskus hat kurz nach seiner Wahl gesagt: „Wir müssen aus uns selbst herausgehen zu allen Randgebieten der Existenz, und wir müssen wachsen im freien Austausch der Meinungen.“ Selten war dieses Wort so aktuell wie heute.

Peter Rosegger, Chefredakteur